Die Begegnung im Licht

Phantastische Geschichten der deutschen Schriftsteller

Eine Auswahl von P.A. Guéléva

MANAGER Publishing Group

MOSKAU – 1999

Die Begegnung im Licht. Сборник научно-фантастических рассказов немецких писателей. На нем. яз. – Составитель П.А. Гелева – М.: Издательство «Менеджер», 1999.

Немецкая научная фантастика существует уже довольно давно и успешно развивается, но произведения немецкий фантастов у нас никогда не переводились и нигде не издавались.

На страницах произведений немецких авторов, разумеется, присутствуют и приключения в космосе, и картины из прошлого и будущего Земли, и встречи с инопланетянами, и путешествия во времени и в параллельных мирах. Нередко эти традиционные темы осмысляются по-новому, подаются с творческим своеобразием.

Книга адресована всем любителям научной фантастики, свободно читающим по-немецки или только ещё изучающим немецкий язык.

All rights reserved. This publication may not be reproduced, stored in a retrieval system, or transmitted, in any form or by any means electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise, without the prior permission of the publishers.

© Составление, подготовка текста, комментарии: П.А. Гелева, 1999 г.

ОТ ИЗДАТЕЛЯ

На протяжении десятилетий миллионы любителей научной фантастики в нашей стране зачитывались произведениями русских, американских, польских, английских, болгарских, французских и даже японских и китайских авторов. А вот произведения немецких фантастов у нас никогда не переводились и нигде не издавались. А зря...

Немецкая научная фантастика существует уже довольно давно и успешно развивается. Первым научно-фантастическим произведением является книга Курда Лассвица «Bis zum Nullpunkt des Seins», вышедшая ещё в 1871 году.

Во второй половине XX века в немецкой литературе появилась целая плеяда талантливых авторов, писавших в самых разных жанрах НФ. Гейнц Фивег, Хорст Мюллер, Гюнтер Крупкат издавали свои романы на рубеже 50-60 гг.; в 60-70 годы со своими произведениями выступили Герберт Циргибель, Хуберт Хорстманн, Карлос Раш, Карл-Гейнц Тушель, Александр Крёгер, Эберхардт дель Антонио, Вернер Штайнберг, Бернд Ульбрих, Клаус Бейхлер. В 70-80 годы немецкая НФ обогатилась произведениями нового поколения одарённых авторов, это – Рольф Крон, Эрик Зимон, Гюнтер Мецнер, Франк Квилицш, Йорг Гернрайх и др.

Здесь было бы неуместным проводить сколько-нибудь подробный анализ столь многопланового явления, как немецкая научная фантастика. Скажем лишь, что лучшие произведения немецких писателей построены на прочной гуманистической основе, им чужда атмосфера обывательщины и чистогана. На страницах произведений немецких авторов, разумеется, присутствуют и приключения в космосе, и картины из прошлого и будущего Земли, и встречи с инопланетянами, и путешествия во времени и в параллельных мирах. Нередко эти традиционные темы осмысляются по-новому, подаются с творческим своеобразием.

Утвердившись первоначально в форме романа, немецкая НФ стала осваивать форму повести и короткого рассказа. Сейчас, помимо романов, повестей и рассказов, в её арсенале имеются скетчи, юморески, доклады (пародийная форма) и даже стихотворения. Драматические и трагические истории чередуются с весёлыми пародиями и лирическими сказками.

Но для нас немецкой фантастики как бы нет. Возможно, кого-то из определителей издательской политики когда-то отпугнуло то,

что по-немецки научная фантастика зовётся «утопией» (позднее, правда, привился и общеупотребительный термин).

Таким образом, задуманная нами серия книг немецких фантастов адресована не только свободно читающим по-немецки или ещё только изучающим немецкий язык, но и профессиональным переводчикам – как приглашение исправить досадное упущение прошлых лет.

Павел Гелева́

Gunter Metzner

DIE BEGEGNUNG IM LICHT

Unbeweglich stand Raalt am Rechenautomaten. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Kopf etwas erhoben, schaute er auf den Bildschirm, in dessen Zentrum ein unscheinbarer Stern gleißte. Die Sonne.

Zahlen reihten sich aneinander, verbanden sich zu Kolonnen, verlöschten und erschienen, leicht verändert, aufs neue.

Die Sonne wanderte langsam aus dem Zentrum, und andere Sterne schoben sich ins Bild. Dann tauchte ein helles Pünktchen auf. Ein Meteorit, der fernab vom Schiff seine einsame Bahn zog. Aber diese Bahn würde in einigen Stunden die ihrige schneiden.

Sollte er, Raalt, die anderen wecken? Doch wohl nicht! Dem Schiff drohte keine Gefahr. Die Situation war eben nur etwas ungewöhnlich. Schon oft waren sie kosmischen Körpern begegnet, jedoch hatte es sich um kleine kosmische Splitter mit geringen Geschwindigkeiten gehandelt. Diesmal jedoch bewegte sich der Meteorit sogar um ein geringes schneller als das Schiff, das bereits mit Höchstgeschwindigkeit flog.

Und hier, kurz vor der Neptunbahn, jagten zwei kosmische Körper auf sehr nahen Bahnen der Sonne zu.

Raalt löste sich aus seiner Versunkenheit. Er drückte ein paar Tasten, und die Daten des anfliegenden Körpers wurden noch einmal auf den Hauptbildschirm gegeben. Während Raalt sich in den Sessel rutschen ließ, leuchtete vorn gerade die Bahnkurve des Meteoriten auf.

Ein lustiges Kerlchen, dachte Raalt, schneidet unsere Bahn in einem unerhört spitzen Winkel, der immerhin so klein ist, daß man ein paar Stunden in relativer Nähe bleiben wird. Das mußte für genaue Beobachtungen ausreichen, auch brauchte er deswegen die anderen nicht zu wecken; die Automatik würde es schon schaffen.

Die Stunden verrannen, und es rückte die Zeit der größten Annäherung der beiden Körper heran. Raalt saß am Teleskop und schaute sich das näherkommende Objekt an. Das Gerät konnte kein Bild des Körpers liefern, aber die veränderlichen Sternbedeckungen und die Helligkeitsschwankungen zeigten den Durchgang des Objekts exakt an.

An Bord war alles ruhig. Nichts ereignete sich. Raalt dämpfte das Licht in der Zentrale und setzte sich hinter das Kommandopult. Nur wenige Handgriffe waren nötig, und die beiden Sonden lösten sich vom Raumschiff und nahmen Kurs auf das fremde Objekt.

Die Entfernungsmeßgeräte tickten leise, die Bildschirme zeigten nur das vertraute Sternenbild. Die Scheinwerfer der Sonden waren längst in Betrieb, doch ihr Licht verlor sich noch immer in der endlosen Ferne des Alls, ohne ein Objekt gestreift zu haben. Raalt, der solange geduldig gewartet hatte, wurde nun doch unruhig. Wann würden die Automaten endlich die beiden Sonden nahe genug an den fremden Gast herangeführt haben?

Raalt murmelte irgend etwas wie: “Alles muß man allein machen, auf niemanden ist Verlaß!”,* regelte noch einmal die Sendekapazität und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Und sie kamen. Das Bild erschien so plötzlich, daß er erschrocken zurückprallte. Der Schirm flimmerte, und irisierende Fünkchen huschten hin und her.

Schlagartig stabilisierte sich das Bild, scharfe Konturen traten hervor. Abermals zuckte Raalt zurück, dann riß er den Alarmschalter hart herunter.

In den Schlafkabinen liefen die Weckanlagen, die Havarieroboter hasteten an ihre Alarmplätze, und die Zusatzcomputer schalteten sich automatisch zu; sie erwarteten die Befehle des Menschen.

In den Schlafkojen gellten die Sirenen, und die Schläfer krümmten sich vor Schmerzen. Binnen weniger Minuten sollten sie einsatzbereit in der Zentrale sein.

Raalt war ein nüchtern denkender und handelnder Mensch, so leicht konnte ihn nichts aus der Ruhe bringen, aber was er hier so plastisch vor sich sah, versetzte ihn in höchste Erregung.

Er konnte nicht genau erkennen, was es war. Eine scheinbar wahllose Zusammenstellung von Kugeln, ineinander verschobenen Stangen und anderen Bauelementen. Und das Ganze, das aussah wie ein Trümmerhaufen, erstrahlte unter dem Teilchenschauer der beiden Sonden in einem hellen, etwas grünlichen Licht.

Raalt wich zurück; der grüne Schein wirkte angsteinflößend. Langsam durch das All rotierend, bewegte sich das Gebilde auf die beiden Sonden zu. Der grün opalisierende Schein wurde stärker, er überzog schon die Armaturen in der Nähe des Sichtschirms. Es entstand eine gespenstische, unwirkliche Atmosphäre.

Raalt, einsam und unruhig, erwartete sehnsüchtig die Gefährten. Er gestand es sich eigentlich nicht ein, aber er hatte Angst. Angst vor dem Unheimlichen, Rätselvollen, hier viele Milliarden Kilometer von der Erde entfernt.

Was sollte er tun? Er zweifelte nicht mehr, daß das Gebilde ein künstlicher Körper war, nur wußte er nicht, war es ein Wrack oder barg es noch Leben. Vielleicht wurde es auch von Automaten gesteuert. Aber das würde sich herausstellen.

Ja, es war ein künstlicher Körper, davon zeugten die geometrischen Formen.

Nun schon etwas gefaßt, lenkt er die beiden Sonden noch näher heran. Die Vergrößerung zeigte jedoch nichts Neues, nur noch deutlicher die verwirrende Konstruktion.

Sollten darin fremde Wesen leben? Wenn es sie gab, wie mochten sie wohl aussehen? All diese Fragen blieben jedoch unbeantwortet. Wenn doch bald die anderen kamen! Raalt drehte sich immer wieder um und schaute auf das Zentralschott. Doch noch regte sich nichts.

Während er mit der einen Hand ungeduldig auf dem Pult herumklopfte, schaltete er mit der anderen die Kommunikationsanlage ein. Ein Glück, dachte er, daß ihm noch rechtzeitig der Verständigungscode

eingefallen war, sonst hätte er wieder etwas von Leon zu hören bekommen.

Zum erstenmal leuchtete nun ein rotes Dreieck in einem der irdischen Raumschiffe auf. Ein rotes Dreieck, Symbol für den Verständigungswillen der Menschen. Die Funkstation des Schiffes strahlte ein Programm aus, das die unterschiedlichsten Informationen enthielt, verkleidet in Piktogramme und mathematischen Entschlüsselungscodes.

Raalt war gespannt, was sich die Experten der Erde da ausgeknobelt hatten, aber so recht glaubte er nicht an einen Erfolg, denn was wußte man schon über Kommunikationsmittel und Denkmuster von anderen Wesen. Man hatte ja noch nie Erfahrungen sammeln können.

Hinter Raalt krachte das Schott plötzlich gegen die Federdämpfer. Leon stürzte in die Zentrale. Sein Raumanzug begann grünlich zu opalisieren. Der Helm schepperte leise, als er ihn zu Boden gleiten ließ. Mit der Hand fuhr sich Leon an den Kopf, der immer noch vom schnellen Wecken schmerzte. Sein erster Blick galt den Farbkreisen an der Decke, die ihn über den energetisch-technischen Zustand im Raumschiff informierten. Die Energie hatte ihren Normalwert, die Gravimeter signalisierten die übliche Schwere, und auch die Schirmfelder zeigten keine Abweichungen. Es war, so gesehen, alles in Ordnung. Das beruhigte Leon, doch er hatte seinen Körper noch nicht richtig in der Gewalt. Mit ungelenken Bewegungen ging er auf Raalt zu, doch abrupt blieb er stehen. Erst jetzt sah er den labyrinthischen, sich langsam drehenden Metallhaufen auf dem großen Sichtschirm. Stumm stand er vor dem Bild, kein Wort kam über seine Lippen. Das mußte er erst einmal verarbeiten.

Hinter den beiden geriet abermals das Schott in Bewegung.

“Beruhigt euch, Jungs, unser Kahn ist in Ordnung, aber vielleicht bekommen wir Besuch.” Leon sprach, ohne sich umzudrehen.

Raalt stellte mit Erstaunen und Bewunderung fest, wie schnell sich Leon auf die neue Situation, die gewiß nicht alltäglich war, einstellen konnte. Er dachte daran, daß es noch lange Zeit dauern würde, bis er einmal so überlegen und beherrscht Situationen gegenüberstehen würde wie Leon.

Die beiden Neuhinzugekommenen konnten die Lage nun mit einem Blick übersehen, erstaunt, aber beherrscht kamen sie, ohne sich aufzuhalten, nach vorn.

Sie flüsterten miteinander, als hätten sie Angst, das andere Schiff mit lauten Worten zu vertreiben. Die Verständigungssignale brachten keinen Erfolg. Es zeigte sich keine noch so kleine Reaktion. Nichts.

Was aber war weiter zu tun? Diese Frage stand unausgesprochen zwischen ihnen. Unter den vier Raumfahrern machte sich Unruhe breit, entfernte sich doch das fremde Objekt langsam, aber stetig von ihrem Schiff. Die Gesetze der Himmelsmechanik ließen da keinen Ausweg.

Gewiß, obwohl die größte Annäherung der beiden Raumkörper bereits überschritten war, ermöglichten es die beiden Sonden, daß man noch lange in Verbindung mit den anderen – wenn es sie gab – bleiben konnte.

“Vielleicht ist es auch ein unbemanntes Fahrzeug, dann bleibt uns

eben nichts anderes zu tun übrig, als den Kurs genau zu vermessen, um die Ziel– und Startkoordinaten herauszufinden", meinte Raalt.

"Etwas anderes können wir da nicht tun, eindringen dürfen wir nicht,* denn man hat bestimmt Sicherungen zum Schutz vor Zerstörungen eingebaut. Ihr braucht ja nur an unser Schiff zu denken", sagte Leon.

An der Stirnwand der Zentrale reihten sich Zahlen, die sich im Hunderterbereich langsam änderten. Die Entfernung nahm wieder stetig zu. Irgendwann würde sich das fremde Objekt im All verlieren, so wie es unverhofft aufgetaucht war.

"Wir müssen den Kurs ändern!"

Leon drehte sich halb um, schaute Elliot im ersten Augenblick erstaunt an, doch dann lächelte er. "Dir brauchte ich es doch eigentlich nicht zu sagen, du müßtest es doch besser wissen, daß das nicht geht. Nach dem letzten Zwischenfall haben wir die Sicherheitsreserven angegriffen, und das bißchen Energie, das uns noch bleibt, benötigen wir für die letzte Korrektur. Wir haben eine zu große Geschwindigkeit, erzwingen wir jetzt eine Kursänderung, mag sie auch noch so klein sein, ergäbe das so große Abweichungen in bezug auf die Sonne, daß uns die Einsteuerung in die Erdbahn nicht gelingen wurde." Er unterbrach mit einer Handbewegung seine Worte und unterstrich damit, daß er darüber nichts mehr hören wollte.

"Es bleibt eine Tatsache", damit wandte er sich wieder an alle, "daß wir in wenigen Stunden eine Verbindung herstellen müssen, wenn nicht, dann..."

Jeder wußte, was Leon nicht aussprechen wollte, und Raalt ergänzte, was auch die anderen dachten: "... dann ist eine nicht so schnell wiederkehrende und vielleicht auch einmalige Gelegenheit vertan."

Raalt trat ohne Aufforderung zum Steuerblock der einen Sonde und dirigierte sie noch näher an den kosmischen Fremden heran. Ohne sich umzudrehen, fragte er Elliot: "Noch immer keine Funkverbindung?"

"Nein."

Die eine Sonde schwebte jetzt dicht vor den sich drehenden, bizarr strukturierten Wandungen des Objektes.

"Wenn die genauso aussehen wie ihre Schiffe, dann steht uns ja noch einiges bevor",* sagte Raul lakonisch.

Leon hatte inzwischen die Objektive auf maximale Vergrößerung eingestellt, dabei beobachtete er ein bestimmtes Segment, das erstaunlicherweise nicht mitrotierte, sondern immer in Flugrichtung wies. Als er es im Bild hatte, ließ er den einen Scheinwerfer der Sonde rhythmisch aufleuchten. Stetig wiederholten sich die Intervalle. Minuten vergingen.

Ohne jegliche Verankündigung bewegte sich etwas in der Vorderfront des Segmentes, eine Platte schob sich zurück, und ein Sichtfenster kam zum Vorschein. Vielleicht war es auch ein Sichtschirm – wer schon konnte das so genau sagen? Im irdischen Schiff liefen schon lange Zeit die Speicheraggregate, die sich mit dem Funkpult eingeschaltet hatten.

Ein kurzes Aufblitzen im Schirm des anderen Schiffes zog sofort

die volle Aufmerksamkeit der vier Raumfahrer auf sich. Doch der Schirm blieb dunkel. Nichts zeigte sich. Raalt probierte es mit anderen Filterkombinationen. Nichts. Also hieß es weiter warten.

Dann hatten sie plötzlich ein verwaschenes Bild, das sich zusehends besserte. Leon kombinierte erneut die Filter vor den Objektiven und stellte das Bild sauber ein. Er hatte Erfolg. Ein bizarres Wesen erschien auf dem Bildschirm. Es war nicht mit irdischem Leben zu vergleichen, schon gar nicht mit humanoidem Leben. Keiner hatte etwas Bekanntes erwartet, zumindest nichts Vergleichbares – aber so etwas? Die vier Männer standen reglos und schauten sich dieses Wesen an. Jeder von ihnen hatte so seine eigenen Ansichten, wie ein Außerirdischer aussehen könnte, aber so – das mußte man erst einmal verkraften.

Raalt stützte sich schwer atmend auf das Funkpult, und Raul ließ sich mit einem kleinen Seufzer in einen Sessel fallen.

Die Gestalt sah vom irdischen Standpunkt her schrecklich aus, aber doch empfand niemand im Schiff eine Spur von Angst, Abscheu oder Ekel, lediglich Unsicherheit zeichnete sich auf den Gesichtern ab. Aber auch sie verschwand.

Es kam sogar ein Gefühl von Erhabenheit in der Zentrale auf. Kein Wort unterbrach die Stille. Eine vergleichbare Atmosphäre hatte nur einmal im Schiff geherrscht, als sie gestartet waren und ergriffen auf ihr fernes Ziel schauten, als sie das All mit festem Griff umschlang. Damals standen sie auch alle vier vor dem Bildschirm und sahen in die glitzernde Pracht des Alls. Diesmal war es die gleiche Stille, nur keinem wurde sie bewußt. Ihnen war, als verschwimme die Gestalt vor den Augen. Sie sahen ein Intelligenzwesen vor sich, nichts anderes zählte.

Im Bild trat eine Veränderung ein, der andere bewegte sich. In der oberen, sichtbaren Sphäre der Gestalt, man könnte sie als unerhört runzliges Ei bezeichnen, in der zwei dunkle Augen glänzten, schoben sich ein paar Falten zusammen und eine Öffnung erschien, die sich in Intervallen vergrößerte und verkleinerte. Sonst zeigten sich keine Reaktionen. Hände oder etwas Ähnliches waren nicht zu sehen, aber die konnten sich weiter unten befinden.

Man war einem Fremden begegnet, würde er sich aber als Freund erweisen? Raalt drehte sich zu Leon um, flüsterte dem etwas ins Ohr und stellte dann sachlich fest, daß es an der Zeit sei, irgend etwas zu unternehmen.

Aber was? “Wir können ihnen ja einige von unseren Kapseln hinüberschicken. Mit dem Informationsmaterial, das wir auf den Kleinplaneten deponieren”, schlug Leon vor. “Vielleicht haben wir Glück, und sie nehmen die Informationskapseln an, dann hätten wir schon viel erreicht...”

Ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten, huschte eine gleißende Helle über den Bildschirm, und die Gestalt war verschwunden. Es dauerte jedoch nicht lange, und es erschienen in rascher Folge einige Bilder, Graphiken, doch so schnell, daß niemand Einzelheiten erkennen konnte. Die Bilder wurden jedoch mehrmals wiederholt.

Raalt meinte, er habe Hinweise auf ein ihm bekanntes Sternsystem

gesehen. – Doch abrupt endete die Sendung. Die große Blende schob sich wieder über den Sichtschirm, und alles blieb so, als wäre nichts geschehen.

Die Automatik hatte inzwischen begonnen, die Booster mit ihren Info-Kapseln zu katapultieren. Fünfmal ertonte ein heller Gongschlag im Kommandoraum, sie zeigten die Zündungen der Starthilfsraketentriebwerke an. Die vier Raumfahrer konnten sehen, wie fünf helle Punkte auf das fremde Schiff zujagten, in sehr großer Entfernung scharf bremsten und in eine Kreisbahn übergingen.

"Weshalb steuerst du sie nicht näher heran, Leon?" fragte Raul.

"Raalt, was machst du, wenn von einem fremden, unbekannten Schiff fünf blitzende Aggregate auf dich zujagen, immer näher kommen und keine Anstalten machen, abzubremsen!"

"Die Meteorabwehrwaffen in Betrieb nehmen", meinte dieser leise.

"Damit dürfte deine Frage doch wohl beantwortet sein, oder was meinst du, Raul?"

Raul zog es vor, nicht zu antworten.

Auf Leons Befehl wurde aus jedem der Booster die Kapsel in Richtung auf das fremde Schiff katapultiert. Langsam kamen die Kapseln in das optische Blickfeld der beiden Sonden. Im Hintergrund sah man ab und zu einen sprühenden Gasschweif vorüberziehen, die Triebwerke der Booster.

Die Bahnkurven der antriebslosen Kapseln, die in das geringe Schwerefeld des fremden Schiffes gerieten, veränderten sich langsam. Dann vermehrten auch die Kapseln das Chaos auf dem Bildschirm und kreisten um das Schiff. Nur eine von ihnen hatte durch eine Ungenauigkeit bei ihrem Katapultstart eine andere Richtung genommen. Sie glitt schräg unter dem Schiff hindurch und entfernte sich immer mehr. Doch blitzschnell wurde sie zurückgerissen, schoß auf den Fremden zu und verschwand. Wohin – das konnte keiner erkennen.

Leon legte Raalt die Hand auf die Schulter und sagte: "Geschafft.* Wir werden in Zukunft Kontakt haben."

"Und wir, wir haben wahrscheinlich die Position ihrer Heimatwelt", dabei klopfte Raalt mit der Hand auf die Speichergeräte, "aber ob sie mit uns in Kontakt treten wollen?"*

"Wenn sie auch nur so ähnlich denken wie wir – mögen sie aussehen, wie sie wollen -, dann werden sie es tun!" antwortete Leon betont langsam. Seine Stimme sollte zuversichtlich klingen, aber es gelang nicht ganz. Ein wenig Sorge schwang mit, daß es nicht klappen könnte.

"Wir werden eben zuerst hinfliegen", meinte Raul.

"Ja, vielleicht."

Das fremde Schiff verschwand langsam auf der optischen Anzeige. Man begann wieder der gewohnten Beschäftigung nachzugehen.

Nur einmal traten die Meteorabwehrwaffen in Tätigkeit. Man zerstrahlte die jetzt nutzlosen Booster, die im All zu verschwinden drohten, nachdem die Triebwerke ausgebrannt waren. Das wäre eine

Gefahr für alle.
Die beiden Sonden blieben Begleiter des Fremden, als Geschenk.

1976

Gunter Metzner

TRINICIA

Giftige Schwaden zogen über unseren Köpfen dahin, blutrot aufleuchtend, wenn sie die Berghänge streiften.

Müde und abgekämpft stolperte ich hinter Karl her, die Tragriemen drückten und verursachten heftige Schmerzen im Rücken. Den Felsen stromte fast sichtbare Hitze aus. Trotz der Klimaanlage in den Skaphandern liefen uns dicke Schweißbäche herab. Die Wäsche klebte am Körper, und die Glieder wurden beim Laufen immer schwerer.

"Karl, wann sind wir am Sützpunkt?"

"Was weiß ich, in ein oder zwei Stunden oder noch später."

Und wieder ging es weiter. Steine und Geröll polterten dann und wann in die Tiefe. Ich hörte Karl im Helmlautsprecher leise schnaufen, ab und zu stieß er ein paar heftige Flüche aus.

Auch an diesem Tag hatten wir kein Boarit gefunden, doch Boarit, diese Kristalle, die mit ihrem blauen Glanz an Aquamarin erinnern, brauchten wir dringend. Schon vor Jahrzehnten waren sie auf der Erde bekannt geworden, nachdem ein Planetologe einige wenige von hier zur Erde gebracht hatte. Der Planetologe verstarb jedoch, und seine Unterlagen erwiesen sich als so lückenhaft, daß spätere Expeditionen nicht einen einzigen Kristall mehr finden konnten. Die kleinen, unscheinbaren Kristalle waren rätselhaft und bedeutungsvoll. Zur Untersuchung ihrer Eigenschaften wurden aber weit mehr benötigt. Auch ihre Strukturaufklärung erwies sich als schwierig, jedenfalls konnten sie vorerst in keinem Labor künstlich hergestellt werden.

Hier auf diesem Planeten wurden sogar feste Stationen eingerichtet, um die Suche effektiver zu gestalten, aber vergebens, Erfolg hatte man bisher nicht.

Wir auch nicht. So suchten wir die berühmte Nadel im Heuhaufen.* Planquadrat für Planquadrat, Schlucht für Schlucht und Krater für Krater. Von Enthusiasmus konnte da keine Rede mehr sein. Es war harte Arbeit, jeden Tag aufs neue.

Jeder, der schon einmal in den Bergen herumgeklettert ist, weiß, daß ein unbedachter Schritt den Tod bringen kann. Wir mußten höllisch aufpassen, aber durch Erschöpfung und Übermüdung war ich mit meinen Gedanken schon nicht mehr ganz bei der Kletterei, immerzu drehten sie sich um diese kleinen Kristalle. Deshalb hatte ich nicht einmal Gelegenheit, Karl etwas zuzurufen, so schnell sauste ich in die Tiefe.

Karl hatte sich wohl instinktiv auf die andere Seite des Grates geworfen, denn nach wenigen Metern endete mein Sturz. Es gab einen Ruck, der mir beinahe die Besinnung nahm, dann hing ich leicht pendelnd im Gestrupp des Abhanges.

Nun, wir hatten miteinander schon viel erlebt, manchmal ganz schön gefährliche Sachen, aber diesmal begann ich doch zu zittern.

Wir ließen uns beide auf den Grund der Schlucht hinab, zum Hochziehen hatte Karl keine Kraft und wohl auch keine Lust mehr. Der Boden hier unten gab bei jedem Schritt leicht nach, so daß es jedesmal ein schmatzendes Geräusch gab, wenn wir unsere Füße hoben. Wir kamen noch langsamer voran als oben auf den schmalen Felshängen. Stachliges kakteenartiges Gestrüpp zerrte und riß an unseren Sachen, und wir mußten aufpassen, um nicht irgendwo hängenzubleiben. Widerliche Schnecken kreuzten, schleimige Spuren hinterlassend, unseren Weg. Die Sicht war jedoch besser, da hier unten mattes Zwielicht herrschte und es keine so scharfen Konturen und Schatten gab wie oben im grellen Licht der Sonne.

Auch begann die Temperatur in unseren Skaphandern langsam zu sinken, das Gehen wurde leichter. So liefen wir ein bis zwei Stunden. Das helle Rot der Felsen verwandelte sich langsam in tiefes Weinrot, und am Horizont leckten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne noch einmal über die Grate, dann umgab uns mattes, seidiges Licht.

Karl blieb plötzlich stehen. Im ersten Augenblick war ich erschrocken, als der schwarze Umriß seines Skaphanders so dicht vor mir anhielt.

"Hier kommen wir nicht weiter, John!"*

"Weshalb, was gibt es da vorn?"

"Eine Trinicia, John! Oder, besser gesagt, das, was von ihr übrig ist."

Ich schob Karl beiseite und stand nach ein paar Metern betroffen vor einem riesigen Skelett. Im hellen Scheinwerferlicht schimmerten die gigantischen, knochenartigen Auswuchse blaugrau in der anbrechenden Nacht.

"Tot!" stellte Karl nüchtern fest, wobei er mit dem Fuß an einen der Knochen schlug. Dumpf wurde das Geräusch von den Felswänden widergegeben.

"Das ist die größte und schrecklichste Falle, die ich je gesehen habe, Karl, was machen wir nun? Sie versperrt uns den Weg."

Karl klopfte nur auf den Kolben seines Laserwerfers und meinte: "Ich glaube, damit schaffen wir es."

Eine Trinicia muß man sich als eine immens vergrößerte fleischfressende Pflanze, eine Art Venusfliegenfalle, vorstellen. Der eigentliche Körper mit dem Verdauungssack ruht im Boden, oben liegt eine Art Hornschild, an dem ringsum wie Walrippen die Knochenauswüchse sitzen, die sich zu einer Kuppel vereinigen können. Doch von dieser Trinicia hier war nur ein ausgeblichenes Skelett geblieben.

Als ich Karl darauf hinwies, daß die Falle ja geschlossen sei, sagte er nur lakonisch: "Da wird sich die Madam wohl mit ihrem letzten Leckerbissen den Magen verdorben haben!"

Zu dieser Zeit wußten wir beide noch nicht, wie nahe wir der schrecklichen Wahrheit gekommen waren.

Grell begann die Schnittfläche zu leuchten, als Karl seinen Laser in kurzen Intervallen aufblitzen ließ. In wenigen Sekunden waren zwei Rippen herausgeschnitten. Achtlos schob sie Karl beiseite und zwängte

sich durch die Öffnung. Mit wenigen Schritten stand er in der Mitte des toten Organismus. Ich glaube, er kam sich erhaben vor, als er so dastand und sich unblickte, aber was hatte er schon gemacht? Mit einem technischen Spitzenerzeugnis ein altes, ausgeblichenes, von Wind und Wetter zerfressenes Skelett zerstört. Das war ja nun wirklich keine Leistung.*

Als ich ihm folgte, mußte ich schlucken. Ein gigantischer Käfig öffnete sich mir. Auch ich konnte mich eines Gefühls der Macht über die Natur nicht erwehren, obwohl ich genau wußte, daß es ein Trugschluß war, dem ich besser nicht erliegen sollte. Dieses Machtgefühl verging auch sehr schnell. Vorsichtig umgingen wir die unnatürlich zerfranste Schlundöffnung in der Mitte.

Während sich Karl an das Zerschneiden der Rippen auf der anderen Seite machte, blieb ich stehen und ließ meinen Scheinwerfer kreisen. Überrascht stellte ich fest, wie eine Veränderung der Umgebung die Stimmung beeinflussen kann. Das Gefühl des Gefangenseins und der Ohnmacht gegenüber der Natur begann durch die grell angeleuchteten Rippen, die im kreisenden Strahl auftauchten und wieder verschwanden, von mir Besitz zu ergreifen. Das Spiel der Lichter mit den Schatten übte eine Faszination aus, die mich überraschte und erschreckte.

Ein neben mir zu Boden fallender abgeschnittener Knochen riß mich aus meiner Versunkenheit. Er rollte in die Mitte der Hornplatte und verschwand polternd in dem jetzt so harmlosen Schlund der Trinicia.

Karl drängte schon zum Weitergehen, doch ich hatte im letzten Aufblitzen des Lasers etwas bemerkt, das nicht hierher gehörte: Metall.

Ich hob eine Metallkapsel auf. In den Mantel waren Buchstaben und eine Zahl eingraviert: PDE – 34!

Ein Schauer lief mir den Rücken herunter. PDE – 34 hieß Planetologischer Dienst Erde – Chiffre 34.

Wie wir die letzten Kilometer bis zum Stützpunkt zurücklegten, ist uninteressant. Die Kapsel nahmen wir uns erst in der Basis vor. Wir wußten ja nicht, was sie enthielt, und so erschien es uns ratsam, sie mit aller Sorgfalt zu öffnen.

Karl tat das mit seiner unerschütterlichen Ruhe, aber innerlich bebte auch er, das konnte ich an seinem Gesichtsausdruck sehen. Behutsam hob er den Deckel ab und schüttete den Inhalt vorsichtig in eine Glasschale.

Ein paar Papiere und ein Notizbuch kamen zum Vorschein. Dann schepperte etwas, und ein kleiner, bläulich schimmernder Kristall lag auf dem Glasboden.

“Boarit!” flüsterte Karl, dann nahm er das seltene Mineral behutsam in die Hand. “Boarit, endlich Boarit!” Er begann hastig in den Papieren zu wühlen. Dann hielt er eine Plastfolie mit vielen Markierungen empor.

Mich beschäftigte in diesem Augenblick etwas ganz anderes. Gewiß, endlich hatten wir Anhaltspunkte für eine Lagerstätte dieser so

begehrten Kristalle, die bisher nur die Natur hervorzubringen verstand.

Doch war das jetzt das wichtigste? Wer war dieser Geologe oder besser Planetologe? Sein schreckliches Geheimnis wollte ich kennenlernen. So schlug ich das kleine abgegriffene Notizbuch auf. Ein unscheinbares, vertrocknetes Kleeblatt flatterte mir entgegen. Bei der ersten Berührung zerfiel ein Teil des Blattes zu Staub. Vorsichtig lege ich es beiseite.

In eine Ecke des Lederumschlages war wieder PDE – 34 eingepreßt, dazu ein Name – Tero Rank...

Schweigend überblätterte ich die ersten Seiten, dann hatte ich, was ich suchte: die letzte Eintragung.

Das letzte Datum, der 5. März 2167, Jota 3...

Endlich habe ich den Mut, etwas in mein Buch zu schreiben. So viel Schreckliches und Grausames ist auf mich eingestürzt, und das Gesicht des Todes schaut mir aus jedem meiner geschriebenen Worte entgegen. Die lange Zeit des Wartens macht einem viel mehr zu schaffen als der Gedanke an ihn.

Alles fing heute so wunderbar an. Wir haben endlich nach so langer Zeit Boarit gefunden, ein recht ansehnliches Lager. Die Tiefensondierungen und Fündigkeitsteste waren bald abgeschlossen, und so zogen wir witzelnd und blödelnd durch die letzten Ausläufer des Gebirges. Die Abkürzung, die wir gehen wollten, erwies sich bald als unwegsam, doch wir nahmen das in Kauf. Wir vergaßen jede Vorsicht, denn was sollte uns jetzt noch dazwischenkommen, hatten wir nicht als erste das Boarit auf diesem Planeten wiederentdeckt! Vielleicht war es sogar die Fundstelle jenes Planetologen der ersten Expedition.*

Und es ist erstaunlich, wie schnell so etwas gehen kann, plötzlich krachte es, und Steine und Pflanzenteile wirbelten durch die Luft. Ich wurde nach vorn geschleudert.

Im Unterbewußtsein hörte ich noch einen Schuß, dann schob sich mir eine schwarze Blende vor die Augen. Ein Feuerstrom wälzte sich durch mein Gehirn, ein scharfer Schmerz brachte mich wieder zum Bewußtsein. Irgend etwas zog an meinem Körper, ich konnte das deutlich durch den Skaphander spüren. Erneute Schmerzen ließen meine Nerven erzittern.

Ich schlug die Augen auf. Wie einen Schlag spürte ich das grelle Licht der Sonne. Langsam konnte ich wieder Einzelheiten erkennen. Ein paar kleine Steine dicht vor meinem Helm, im Hintergrund die Umrisse von Felsen. Ich stemmte mich mühevoll hoch und erschauderte. Weißer klebriger Schleim tropfte vom Skaphander. Dann entdeckte ich Lena. Ihr Kopf mit dem zertrümmerten Helm war zur Seite gerutscht, und ihre Hände streckten sich mir entgegen, als wollten sie sagen: Helft, helft mir!

Aber Lena war tot.

Jetzt erst entdeckte ich Leon Bebir, er stand da, an einen der hellen Knochen gelehnt, stierte vor sich hin und murmelte irgend etwas wie: "Ich war es, ich habe sie umgebracht, ich..."

Unfähig mich zu rühren, stand ich da, zitterte und blickte Leon

verstört an. Was war hier nur geschehen, was? Daß Lenas Helm nicht vom Sturz zerborsten sein konnte, war nur klar. Aber wie sonst? – Der Schuß, dachte ich entsetzt.

Mühsam ging ich auf Leon zu, packte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn, aber er, er reagierte überhaupt nicht, sondern murmelte nur immer sein stereotypes: Ich bin schuld, ich habe sie getötet...

Jetzt sind schon mehrere Stunden vergangen, und ich hatte Zeit, die Vorgänge zu rekonstruieren.

Es muß ein Unglücksfall gewesen sein, eine andere Erklärung gibt es für mich nicht. Leon lief hinter seiner Frau, vielleicht hatte er die Waffe in der Hand, und als dieses Ungetüm uns gefangennahm, als die mächtigen Knochen über uns einrasteten, mag es wohl geschehen sein, daß er im Sturz an den Abzug kam.

In der ersten Zeit traute ich mich nicht, Lena anzusehen, aber der erste Schock über ihren Tod wurde bald durch unsere schwierige Lage überdeckt.

Zuerst dachte ich ja, daß wir hier bald herauskämen, aber dann begann es mir kalt den Rücken herunterzukriechen. Ich bekomme einfach keine Funkverbindung mit der Basis, es ist zum Verrücktwerden. Wenn Lena noch lebte, könnte sie bestimmt sagen, warum, doch hilft das jetzt auch nicht weiter. Vielleicht wirkt diese gigantische Glocke wie ein Faradayscher Käfig. Es könnte ja immerhin sein, daß dieses Biest Metall in seine Knochen eingelagert hat, wir sind jedenfalls wie abgeschirmt.*

Ich laufe wie auf einem Teller hin und her, in dessen Mitte sich ein kleines Loch befindet. Der eigentliche Organismus steckt also weit im Boden. Mich schaudert, wenn ich daran denke, was da unten los ist.

Wir sind weit ab von unserer eigentlichen Marschroute, und so habe ich auch keine Hoffnung, daß uns die viel zu kleine Suchgruppe finden könnte.

Vorhin habe ich versucht, mich irgendwie nach draußen zu zwängen. Doch vergebens. Auch deshalb, weil mit Leon nicht mehr zu rechnen ist. Durch Lenas Tod hat er wahrscheinlich einen Nervenschock erlitten. Er sitzt im Schleim, blickt auf die umliegenden Felsen und murmelt vor sich hin.

4.00 Uhr

Die Pflanze, oder das Tier, was weiß ich, hat begonnen, lange klebrige Schleimfäden auszuwerfen. Wie Polypenarme umschließen sie jedes Steinchen, jeden Körper, und alles gerät fast unmerklich in Bewegung. Lenas Körper wird langsam zur Mitte gezogen, zum Schlund. Nachher werde ich ihren Körper wieder zurücktragen. So soll sie nicht enden, nicht, solange ich noch lebe. Ich kann mir aber Zeit lassen, alles geht so unendlich langsam vor sich. Manchmal scheint es, als drehten sich die Uhrzeiger überhaupt nicht, als stände die Zeit still. Ja, vielleicht dreht sich der Planet überhaupt nicht mehr. Visionen und Gaukeleien einer überreizten Phantasie?

5.00 Uhr

Eben habe ich versucht, die beiden letzten Handgranaten in den Schlund zu werfen, aber vergeblich. Die Pflanze läßt nichts Metallisches

hinein. Es geht einfach nicht. Plötzlich ist der Schlund zu, als ob sie sehen könnte, was ich beabsichtige. Und hier oben zünden? Nein, das hätte keine Wirkung auf die Pflanze, dafür aber um so mehr auf uns.

Wieder ist eine Stunde vergangen, Lenas Körper ist nun doch verschwunden. Diese fleischfressende Gorgone hat sie aufgesogen.

Wie ein Vogel auf die Schlange starrt, habe ich zugesehen, wie ihr Körper langsam versank. Was sollte ich auch tun, wir werden ja doch alle den gleichen Weg gehen.

Man sagt, wenn man im Kosmos einen Fehler macht, so ist es der letzte. Ich hätte die Handgranaten bei Lena festmachen sollen. Ich hätte, aber...

8.00 Uhr

Leon müßte in ein Krankenhaus. Reiner Hohn, denn wie soll ich ihn hier hinausbringen... Eben habe ich darüber nachgedacht, weshalb ich so ruhig über diese Dinge schreiben kann. Aber wenn ich den Stift weglege, könnte ich verzweifeln.

Ich weiß nun nicht mehr, was ich tun soll. Soeben kamen mir die Tränen, ich habe zwar die Zähne zusammengebissen, aber es half nichts. Am liebsten würde ich aufstehen und Leon eine runterhauen, als ob er schuld hätte; aber ein Gefühl des Mitleids und der Selbstachtung hält mich zurück. Vielleicht auch des Mitleids mit mir selbst.

Die Sonne ist untergegangen. Die Felsen versinken langsam in der Dunkelheit. Schatten, undeutliche Konturen tauchen auf. Ich muß mich zusammennehmen. Die Außenmikrofone übertragen gräßliche, noch nie gehörte Laute. Wenn ich mit der Lampe leuchte, so ist nichts zu erkennen. Ich dachte mir, hier existiere nichts außer ein paar miesen Pflanzen, aber wo solche Fallen in der Gegend herumstehen, muß es ja was geben, was außer uns noch hineinspaziert.

Irgendein Lebewesen ist in der Nähe unserer Falle herumgeklettert ich habe Geröll fallen hören, und mich packt Angst. Warum eigentlich, ich kann es nicht beantworten. Zu uns kann ja doch nichts herein.

12.00 Uhr

Ich kann nicht schlafen, aber so zu warten, zu warten auf den Tod, das ist schrecklich. Vor wenigen Minuten, als wieder etwas draußen um unseren Käfig kletterte, habe ich geschossen, bis die Kammern der Waffe leer waren. Ich habe mich an das Knochengitter gepreßt und habe geschrien.

Nun ist mir wohler. Ich glaube, man muß schreien. Es ist gut, alles das hinauszuschreien, was einen bedrückt, dann wird einem leichter, und man kann vieles ertragen. Ich habe mich zwar noch einmal gefangen, aber ich habe schon mit dem Leben abgeschlossen. Bis jetzt habe ich geglaubt, daß nur wir drei hier sterben werden, aber dann mußte ich an die denken, an die, die nach uns hierher kommen. Denn wenn wir drei hier verschwunden sind, und das wird unweigerlich der Fall sein, wird sich die Falle wieder öffnen. Nicht auszudenken, wenn dann wieder welche... Mit Leon kann ich nicht rechnen; ich muß also selber rein. Lebend, denn wenn ich dann eingesogen werde, kann ich die beiden Handgranaten zünden. Vielleicht töte ich den Organismus damit ab, und die Falle wird sich nie*

wieder öffnen, nie wieder.

Abermals sind Stunden vergangen, Stunden der Panik, der Verzweiflung. Stunden, in denen ich über mein bisheriges Leben nachgedacht habe. Es ist unglaublich, aber diese kurze Zeit genügte, um mein ganzes Leben vorüberziehen zu lassen. Ich ging nicht etwa noch einmal zur Schule, nein, das nicht, aber ich fühlte die Liebe meiner Eltern und ihre grenzenlose Fürsorge, erinnerte mich an meinen ersten Kuß und erlebte zitternd die Stunden vor der Auswahl zum Raumflug. Ich spürte die Nähe meiner Freunde und deren Zuneigung, und ich fühlte plötzlich noch etwas: Freude. Freude und Stolz darüber, daß man mich achtete.

All das jedoch half mir nichts, bald war alles zu Ende. Doch sinnlos würde mein Leben nicht gewesen sein.

In fünfzig Minuten ist es zu Ende, dann ist der Sauerstoff verbraucht. Mein Gehirn wird aufhören zu denken, und ich werde wieder in den großen Kreislauf der Natur eingehen. Meine Atome und Moleküle werden neue Verbindungen und Stoffe bilden, und vielleicht werden sie sich irgendwann einmal in einer anderen, neuen Intelligenz vereinigen, um den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Ich werde mich langsam fertig machen – klingt ganz schön einfach, nicht wahr? Ist es aber gar nicht, ich bin niedergeschlagen. Habe gerade einen Brief an meine Mutter geschrieben, lege ihn mit dazu. Wenn die Kapsel mit den Aufzeichnungen gefunden wird – dann wird sich unser Verschwinden aufklären – aber vielleicht ist es doch besser, wenn sie nicht gefunden wird...

Doch, sie muß, denn die Boaritfundstellen sind wichtig, sie dürfen nicht verlorengehen. Sonst wäre wirklich alles vergeblich gewesen.

Als ich eben mein Notizbuch aufschlug, hielt ich ein kleines gepreßtes Kleeblatt in den Händen. Vierblättrig, unscheinbar, an den Rändern etwas zerfallen, von Simone, es sollte mir Glück bringen. Es wird mich bis zum Ende begleiten. Mir geht noch vieles im Kopf herum, aber die Zeit wird langsam knapp. Wenn ich auf mein Manometer schaue, sehe ich, wie der Druck in den Patronen sinkt.

Es ist soweit, ich habe meinen Lautsprecher abgestellt. Ruhe umgibt mich. Ich höre nur mein Herz pochen. – Noch für drei Minuten Sauerstoff. Eben wollte ich noch einmal zu Leon, ihn umarmen. Aber er ist nicht mehr da, er muß eingesogen worden sein... Er hatte es leichter, viel leichter.

Bald werde ich im Schlund verschwunden sein, langsam tiefer gleiten.

Wenn es dann soweit ist, brauche ich bloß den Bügel der Handgranate loszulassen. Alles ist ganz einfach. Sehr einfach...

Langsam ließ ich das kleine Notizbuch auf den Tisch gleiten. Da fiel mein Blick erneut auf das unscheinbare Kleeblatt. Behutsam legte ich es wieder in das Buch zurück.

“Ja, nun hat er es doch nicht mehr mitnehmen können!”

“Wie, was hast du gemeint, John?” Karl schaute kurz auf und vertiefte sich dann wieder in die Unterlagen.

“Ich sage es dir nachher. Ich gehe jetzt hoch in die Nachrichtenabteilung”, sagte ich stockend.

Karl schaute nun doch überrascht auf. “Was willst du denn jetzt dort?”

“Na, zuerst die Fundstelle des Boarits melden und dann eine alte Sache aufklären. – Übrigens, such mir doch bitte den Brief heraus, den an seine Mutter.”

1976

Erik Simon

WISSENSWERTES ÜBER DEN PLANETEN IKAROS

I k a r o s (2) – einziger Planet des engen Doppelsterns Orn (s.d.). Nahezu kreisförmige Bahn, große Halbachse der Bahn: 2203,8 Mill. km. Umlaufzeit: 15 010 Tage. Gebundene Rotation. Äquatorradius: 5800 km. Masse: 0,32 Erdmassen. Entdeckung: 893 d.n. Z. durch die XXXII. interstellare Expedition (s.d.)

P l a n e t o l o g i e: I. besteht im wesentlichen aus 3 Schichten: a) *Atmosphäre*. Edelgase (Ar, Kr, Rn), Kohlenwasserstoffe, Spuren von CO_2, N_2 und O_2. Die Atmosphäre ist sehr dünn und schon in 200 km Höhe nicht mehr nachweisbar. b) *Der äußere Gesteinsmantel* reicht vermutlich bis in 1000 km Tiefe. Wichtigste Elemente C, O, Al, Si, Fe, Co, Ag, Pb, schwere radioaktive Elemente (vorwiegend mit langen Halbwertszeiten). c) *Planetenkern*. Zeichnet sich durch extrem niedrige Dichte aus. Zusammensetzung unbekannt. Evtl. Hohlraum (?). Entstehung kosmogonisch nicht geklärt. Auf I. wurden keine Anzeichen von Leben festgestellt.

Ich war Teilnehmer der XLVII. interstellaren Expedition. Als wir auf dem Rückflug von der Beteigeuze den Stern Orn anflogen, um das Rätsel des Ikaros zu lösen, glaubte ich, ich würde dabei keine Arbeit haben, denn als Historiker und Archäologe verstehe ich nichts von Planetologie und Kosmogonie. Ich hatte mich geirrt.

Es begann damit, daß wir den Planeten nicht an der vorausberechneten Stelle fanden. Wenn aber die von der XXXII. Expedition die Planetenbahn richtig bestimmt hatten – und daran bestand kein Zweifel -, mußte der Planet einfach da sein, oder die Gesetze der Himmelsmechanik galten nicht mehr. – Als wir uns dem Doppelstern weiter genähert hatten, entdeckten wir schließlich den Ikaros – das, was von ihm übriggeblieben war: einen Schwarm von Planetoiden und Meteoriten aller Größen.

Aber ich will es kurz machen und sachlich und exakt berichten, was wir entdeckt haben. Ich glaube nicht, daß es gut wäre, diesen Bericht zu dramatisieren. Mögen andere die Balladen und Tragödien schreiben – ich kann und will es nicht.

Wir haben die Bruchstücke untersucht. Die XXXII. interstellare Expedition hatte festgestellt, der Planet sei unbewohnt. Das war ein Irrtum. Die Oberfläche des Planeten war unbewohnt.

Ikaros war eine Hohlkugel, eine gigantische Seifenblase, die Gesteinshülle nur 600 km dick – verschwindend wenig gegen den Hohlraum von 10 400 km Durchmesser, der darunter lag. Diese Höhlung war angefüllt mit hochkomprimierten Gasen: Stickstoff, Sauerstoff, Kohlendioxyd und schweren Edelgasen. Offenbar trug der hohe Druck der inneren Atmosphäre dazu bei, die relativ dünne Gesteinshülle zu

stabilisieren.

In diesem Hohlraum, in einer für unsere Augen undurchdringlichen Finsternis und in fast vollständiger Schwerelosigkeit, lebten die Ikarier, die vernunftbegabten Herren des Planeten. Bekanntlich wird von einer Hohlkugel auf darin befindliche Objekte keine Gravitationskraft ausgeübt, da die Summe aller Anziehungskräfte gleich Null ist; dennoch blieb der Lebensbereich der Ikarier auf die Nähe der Gesteinshülle beschränkt, denn sie ernährten sich, wie alle tierischen Organismen des Planeten, von Pflanzen, die ihre Energie aus der radioaktiven Strahlung des Gesteinsmantels bezogen. Außerdem stieg zum Inneren der Hohlkugel hin der atmosphärische Druck noch weiter an.

Die Bewohner des Ikaros hatten einen birnenförmigen Körper, der bis zu fünf Meter lang sein konnte. Das spitze Ende des Körpers trug die Mundöffnung und die wichtigsten Sinnesorgane, von denen uns jedoch nur zwei bekannt sind. Die Ikarier hatten vier Augen, die im infraroten Bereich des Spektrums sahen, und im Inneren des "Kopfes", das heißt des spitzen Körperendes, ein Organ, mit dem sie lange elektromagnetische Wellen empfangen konnten. Außerdem wissen wir, daß sie Gammastrahlen wahrnahmen, wir haben aber keinen Anhaltspunkt dafür, wo das entsprechende Sinnesorgan lokalisiert war. Um den "Kopf" gruppierten sich vier Paare von bis zu zwei Meter langen Tentakeln, die an den Enden gespalten und dadurch als Greiforgane geeignet waren. Am anderen Ende des Körpers befanden sich vier längere, kräftigere und stark verbreiterte Tentakel, mit deren Hilfe die Ikarier durch die Atmosphäre ruderten.

Über die Zivilisation und die Geschichte der Ikarier ist uns leider fast nichts bekannt. Und selbst wenn wir sie kennen würden, könnten wir sie wohl kaum verstehen. Ihre Wissenschaft war sehr einseitig entwickelt. Sie verfügten über umfangreiche Kenntnisse in der Topographie der Innenseite ihres Planeten, in einigen Zweigen der Mathematik, Mineralogie, Botanik, Genetik und wahrscheinlich noch in einigen anderen Wissenschaften. Dagegen können solche Wissenschaften wie Astronomie und – bis auf wenige Teilgebiete – auch Physik einfach nicht vorhanden gewesen sein.

Diese Zivilisation war grundverschieden von unserer. Sie kannte weder das Feuer noch das Rad; die Ikarier müssen ein völlig anderes Raum– und Zeitgefühl entwickelt haben als wir Menschen, die wir in der Welt der Gravitation und der Tages– und Jahreszeiten leben.

Die Technik der Ikarier war äußerst primitiv, dafür vollbrachten sie erstaunliche Leistungen bei der Züchtung von Pflanzensorten, die die spärlich vorhandene Energie optimal ausnutzten. Der Mangel an nutzbarer Energie und damit an Nahrung war das größte Hindernis bei der Entwicklung der ikarischen Zivilisation. Schon vor undenklichen Zeiten hatten sie alle großen Tiere ausgerottet, um sich der Nahrungskonkurrenten zu entledigen. Sie hatten alle Pflanzen, die für sie nicht eßbar waren, liquidiert und dann die wenigen, verstreuten Stellen an der Innenseite der Gesteinshülle, wo die Radioaktivität stark genug war, mit den ertragreichsten Arten bebaut. Eine strenge, den Planeten

umfassende Organisation regelte seit Jahrtausenden die Ernährung und wahrscheinlich auch die Fortpflanzung der Ikarier. Dabei war jedem gerade so viel garantiert, wie er unbedingt zum Leben brauchte. Uns ist die Fortpflanzungsweise jener eingeschlechtigen Wesen nicht bekannt, doch gab es jedenfalls einen – biologischen oder sozialen – Mechanismus, der die Population konstant hielt. Er war vermutlich organisatorischer Art; Kriege hat es jedenfalls bei ihnen nie gegeben.

Damit erschöpften sich unsere gesicherten Kenntnisse über die Zivilisation der Ikarier. Wir wissen, daß der Planet trotz aller ökonomischen Maßnahmen höchstens ein bis zwei Millionen über die ganze Innenfläche verteilten Ikariern Nahrung bot, und das war auch seit Jahrtausenden die Bevölkerungszahl. Die wenigen freien Kräfte, die der Zivilisation in diesem ständigen Kampf gegen den Hungertod blieben, konzentrierten die Ikarier mindestens zweitausend Jahre lang ununterbrochen auf ein einziges Projekt, dessen Charakter uns jedoch trotz der offensichtlich immensen Bedeutung unbekannt geblieben ist.

Auch über den Grund des Untergangs des Ikaros können wir nur Vermutungen anstellen. Ist schon die Entstehung eines solchen Planeten fast unmöglich, so genügt ein verhältnismäßig kleiner Anstoß, um sein Gleichgewicht zu stören und ihn dadurch zu vernichten. Dementsprechend lautet die allgemein anerkannte Theorie, daß wahrscheinlich ein Planetoid oder ein Körper aus dem interstellaren Raum mit dem Ikaros zusammenstieß und die Gesteinshülle durchschlug, wobei die innere Atmosphäre infolge ihres hohen Druckes in den Weltraum entwich. Die damit verbundene Erschütterung und vor allem das Verschwinden der stützenden Innenatmosphäre bewirkten, daß der Planet unter der eigenen Schwere zusammenfiel.

Ich kenne jedoch noch eine andere Version, die ohne den Zusammenstoß auskommt – ich wünschte, ich wäre nie darauf gekommen!

Mir läßt jenes rätselhafte Unternehmen keine Ruhe, an dem die Ikarier jahrtausendelang arbeiteten – praktisch ohne Technik, aber mit allen verfügbaren Kräften.

Vielleicht waren sie doch nicht so verschieden von uns... Wenn wir in einer Hohlkugel leben wurden – seit Jahrtausenden, vielleicht sogar seit Jahrmillionen -, in einer Hohlkugel, die schon unsere Vorfahren bis ins letzte erforscht haben, und wenn dann einer von uns auf den jeder Erfahrung widersprechenden Gedanken käme, daß diese unsere Welt vielleicht nicht das ganze Universum sei, daß die Gesteinshülle vielleicht ein Ende habe und daß dahinter noch etwas anderes existiere was würden wir tun?

Aber vielleicht war alles ganz anders; vielleicht ist meine Version falsch. Auch wenn sich dadurch am Ergebnis nichts ändern würde – warum nur hoffe ich so sehr, daß ich mich geirrt habe?

1971

Erik Simon

AUSZUG INS GELOBTE LAND

Vor langer Zeit fand auf dem Planeten Gamma im Kugelsternhaufen 18-20-22-0 eine Zusammenkunft des Gesamtplanetaren Rates der Gammer statt.

"Freunde! Brüder! Gammer!" sagte der stellvertretende Ratsvorsitzende. "Ihr alle wißt, daß die Bodenschätze auf der Gamma so gut wie verbraucht sind. Überall liegt radioaktiver Müll herum, die Verschmutzung unserer Ozeane und Binnenseen hat erschreckende Formen angenommen, die meisten Küstengewässer sind schon mit Öl verseucht, und niemand kann sich an die herrlichen Zeiten erinnern, als in den Flüssen noch richtiges Wasser floß. Auch der Sauerstoffanteil in der Atmosphäre nimmt bedrohlich ab, und die Städte werden trotz modernster Straßenreinigungsmaschinen immer schmutziger. Diese Entwicklung ist nicht mehr rückgängig zu machen, deshalb schlage ich vor, daß wir unseren Planeten verlassen und uns eine neue Heimat suchen."

Einen Augenblick lang schwiegen die Ratsmitglieder überrascht, dann begannen sie alle durcheinanderzusprechen, die einen für den Vorschlag, die anderen dagegen. Und von dem Lärm wurden diejenigen, die bisher geschlafen hatten, geweckt und begannen ebenfalls, dafür oder dagegen zu sprechen, dann erkundigten sie sich, wovon eigentlich die Rede war.

Der Ratsvorsitzende hörte sich das ein paar Minuten lang an, dann bat er um Wortmeldungen.

Wie sich herausstellte, waren die meisten Ratsmitglieder für den Vorschlag, und die erst dagegen waren, ließen sich von den anderen überzeugen. Nur Quintilius Meier, der zu seinem extravaganten Namen auch extravagante Ansichten hatte, ließ sich nicht belehren.

Er wandte sich an den Rat. "Gammer und Gammerinnen!" sprach er. "Es ist wahr, daß es uns gelungen ist, unseren Planeten gründlich zu verschmutzen, und daß dies langsam schon unangenehm wird. Aber ist das ein Grund, einfach davonzulaufen? Nein! Wir sollten lieber alles daransetzen, unseren Planeten wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Das wird nicht leicht sein, ist aber immer noch besser, als unsere Mutter Gamma schmählich zu verlassen, zur ewigen Schande für uns und unsere Zivilisation! Vorwärts zu einer sauberen Gamma!"

Sodann erteilte der Ratsvorsitzende dem Präsidenten des Ökonomieausschusses das Wort.

"Freunde! Mitgammer!" sagte der beschwörend. "Ich bin überzeugt, daß mein Kollege Meier durchaus lobenswerte Ziele verfolgt, aber wir dürfen uns nicht von irgendwelchen Emotionen leiten lassen, sondern müssen an den gesunden Gammerverstand appellieren. Unsere Astronomen haben bei der Sonne Delta im Sternbild Equus gigantus ein großes Planetensystem entdeckt, das wir mit unseren Hyperraumschiffen innerhalb weniger Jahre erreichen können. Unter den vielen Planeten dort

werden wir garantiert einen oder sogar mehrere finden, die zur Besiedlung geeignet sind. Dagegen würde eine gründliche Sauberung unseres Planeten viele Jahrhunderte dauern, und der Erfolg ist fraglich. In viereinhalb Jahren hat der Hyperraum gerade die optimale Krümmung für den Flug zur Delta, bis dahin können wir alle Vorbereitungen zur Übersiedlung treffen. Außerdem ist eine solche Übersiedlung wesentlich billiger als die von meinem Kollegen Meier vorgeschlagenen Maßnahmen. Vorwärts, Gammer, zu neuen Welten!"

Das Argument der geringeren Kosten gab schließlich den Ausschlag, und der Rat beschloß die Große Übersiedlung. Als ein gewisser Nachteil wurde konstatiert, daß noch nie ein Raumschiff von der Gamma die neue Heimat besucht hatte. Die nächste optimale Krümmung des Hyperraums war, wie gesagt, in viereinhalb Jahren zu erwarten, die folgende aber erst in vierundsiebzig. Lieber wollten die Gammer den Flug ins Ungewisse wagen, als noch vierundsiebzig Jahre auf ihrem Planeten zu bleiben.

Von ein paar Stimmenthaltungen abgesehen, stimmte nur Q.Meier gegen die Übersiedlung. Zur Begrundung sagte er: "Gammer und Gammerinnen! Ich protestiere gegen diesen Beschluß. Ganz abgesehen davon, daß diese Flucht höchst unehrenhaft ist und ins Ungewisse führt, ist auch noch zu bedenken, daß der neue Planet – wenn überhaupt einer gefunden wird – in ein paar hundert Jahren ebenso erbärmlich aussehen wird wie jetzt die Gamma. Ich rufe deshalb alle Gammer auf, sich an dieser irrsinnigen Übersiedlung nicht zu beteiligen und zu Hause zu bleiben! Ich muß die Entscheidung der Mehrheit respektieren, doch ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Mit dem Hinweis auf dieses transzendente Waschmittel war die Beratung abgeschlossen.

Es muß gesagt werden, daß der Aufruf Q.Meiers nicht das erwünschte Echo fand. Als schließlich die Flotte der Hyperraumschiffe Kurs auf Delta nahm, blieben nur wenige Bewohner des Planeten auf der Gamma zurück, etwa anderthalb Prozent der Bevölkerung. Die meisten Gammer hatten von ihrem alten Planeten die Nase voll, sogar im wörtlichen Sinne, und als sie in die Raumschiffe stiegen, sangen sie die neue Hymne:

"Die alte Gamma ist passé!
Wir fliegen mit neun Zehntel c
gemeinsam durch den Hyperraum.
Die Luken dicht! Man kann ja kaum
noch atmen auf der Gamma hier!
Zur Sonne Delta fliegen wir,
wo unverschmutzte Welten locken.
Drum, Gammer, macht euch auf die Socken!"

Dann starteten sie, die Raumschiffe wurden am Himmel der Gamma langsam kleiner – und verschwanden plötzlich im Hyperraum.

Die wenigen Gammer, die auf ihrem Heimatplaneten geblieben waren, wählten aus ihren Reihen einen neuen Gesamtplanetaren Rat und Quintilius Meier zu dessen Vorsitzenden. Zum Dank ernannte Q.Meier die restlichen Bewohner der Gamma zu Ehrengammern, daraufhin verliehen sie ihm die Würde des Ersten Gammers auf Lebenszeit und den Orden vom Großen Gammastrahl. Schließlich erklärte Q.Meier alle, die zur Delta geflogen waren, zu Renegaten und sich selbst zum Diktator.

Nachdem solcherart die dringlichsten Angelegenheiten erledigt waren, verkündete Q.Meier ein großangelegtes Programm der Großen Säuberung. Innerhalb von sechs Jahren sollte der gesamte Planet unter Einsatz aller Kräfte vom Umweltschmutz total befreit werden, und die Ehrengammer machten sich mehr oder weniger freiwillig an die Arbeit.

Es vergingen aber knapp fünf Jahre. Inzwischen hatte sich gezeigt, daß die von Q.Meier angeordneten Maßnahmen nicht zu dem gewünschten Erfolg geführt hatten und auch die Aktion "Jeder sein eigener Müllschlucker" gescheitert war. Der Planet erwies sich als so schmutzig wie eh und je. Q.Meier verkündete, die Theorie von der Großen Säuberung sei ein Irrtum gewesen, vielmehr werde der Kampf gegen die Umweltverschmutzung fünftausend Jahre dauern.

Da erschien eines Tages über dem Planeten Gamma eine Raumflotte, ebenso plötzlich, wie fünf Jahre zuvor die Schiffe der Auswanderer im Hyperraum verschwunden waren. Während sie sich langsam dem Planeten näherte, rief Quintilius Meier den Gesamtplanetaren Rat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen.

"Ehrengammer und Ehrengammerinnen!" sagte er. "Hört! Eine Raumflotte ist in der Nähe der Gamma erschienen. Vermutlich sind die Renegaten zur Vernunft gekommen und umgekehrt. Das bringt unsere Wirtschaft aber in größte Schwierigkeiten. Leider sind die Renegaten in der überwältigenden Überzahl, und wir..." Er blickte auf einen Zettel, den ihm ein Bote gerade gereicht hatte, und fuhr dann fort: "Soeben erfahre ich jedoch, daß es sich nicht um die Flotte der Auswanderer handelt, sondern um Raumschiffe unbekannter Herkunft. In diesem Fall bleibt also die Hoffnung, daß sich die Auswanderer doch noch auf einem bewohnbaren Planeten der Delta ansiedeln und sich in unsere inneren Angelegenheiten nicht mehr einmischen werden. Was die fremde Raumflotte will, bleibt abzuwarten. Damit ist die Besprechung beendet."

Zwölf Minuten später landete die fremde Raumflotte auf der Gamma, auf dem riesigen Feld vor der Hauptstadt, von dem vor fünf Jahren die Auswanderer zur Delta gestartet waren.

Die Raumschiffe setzten auf, doch nur bei dem größten öffnete sich die Luke, und ein paar hundert Gestalten stiegen aus. Sie sahen den Bewohnern der Gamma, die sich hinter den Absperrungen drängten, zum Verwechseln ähnlich. Eine Zeitlang standen sie da und betrachteten die Gammer, und die Gammer betrachteten sie. Dann traten dreizehn von den

Fremden aus der Gruppe heraus, eine Ehreneskorte ging ihnen entgegen und geleitete sie zu der vorbereiteten Tribüne, wo schon der Gesamtplanetare Rat der Gamma wartete.

Die dreizehn Fremden bestiegen die Tribüne, und einer, offenbar ihr Kommandant, machte sich an einem kleinen flachen Gerät zu schaffen, das offenbar ein kybernetischer Universalübersetzer war. Er hielt es an das Mikrophon, und aus den Lautsprechern drang seine Stimme, das heißt die des kybernetischen Übersetzers.

"Liebe, hochgeschätzte Einwohner! Wir kommen in Frieden und als Freunde, ja, wir kommen als Gäste. Wir haben unseren Heimatplaneten verlassen, weil wir es auf ihm nicht mehr ausgehalten haben – die Bodenschätze sind fast aufgebraucht, die Ozeane sind mit Öl verschmutzt, überall liegt radioaktiver Müll herum, und die Atmosphäre läßt sich kaum noch atmen. Deshalb haben wir uns auf die Suche nach einem neuen, jungfräulichen Planeten begeben, und wir hoffen, ihn hier gefunden zu haben. Wir konnten leider euren Planeten nicht vorher erforschen; wir hatten einfach keine Zeit! Außerdem haben wir nicht damit gerechnet, daß er schon bewohnt ist. Trotzdem bitten wir, hierbleiben zu dürfen; denn wir wollen nicht mehr auf den alten schmutzigen Planeten zurück. Wir könnten sowieso erst in ein paar Dutzend Jahren zurückfliegen, wenn die Krümmung des Hyperraumes wieder optimal ist. Habt ihr keine Sorge, wir werden euch nicht lästig sein – wir sind doch nur ein paar Milliarden..."

Darauf ergriff Q.Meier das Wort. Was blieb ihm weiter übrig, als den Fremden zu erklären, auf was für einen jungfräulichen Planeten sie da geraten waren. Nun, er schilderte die Lage und schloß, schon um die Besucher recht bald wieder loszuwerden, mit den Sätzen: "Liebe Freunde, ihr seht hier nur einen kleinen Teil unseres Volkes. Die meisten sind, wie ihr, zu einem neuen Planeten aufgebrochen, und zwar zur Sonne Delta. Ihr begreift selbst, daß ihr hier nicht bleiben könnt. Fliegt doch auch zur Sonne Delta und beteiligt euch an der Erschließung des neuen, sauberen Planeten!" Plötzlich faßt Q.Meier einen kühnen Entschluß: "Und wenn es euch nichts ausmacht, könnt ihr uns mitnehmen!"

Es schien dem fremden Kommandanten aber etwas auszumachen. Er hatte den kybernetischen Übersetzer fallen gelassen, klammerte sich an das Mikrophon und starrte geistesabwesend auf seine Raumschiffflotte. Langsam, ganz langsam, wurden seine Knie weich, und er begann am Mikrophon entlang nach unten zu rutschen.

Quintilius Meier verstand gar nichts. "Was ist denn Schlechtes an dem Vorschlag, zur Sonne Delta zu fliegen, dort einen neuen Planeten zu besiedeln und uns mitzunehmen? Schließlich wollen wir..."

Der Anführer der Fremden war inzwischen ganz unten angekommen und lag scheinbar ohnmächtig neben seinem kybernetischen Universalübersetzer. Plötzlich ergriff er das Gerät, stand auf, ging ganz dicht ans Mikrophon und sagte leise mit der abgeklärten Miene eines Märtyrers, dem nichts mehr passieren kann, weil ihm schon alles passiert ist: "Die Sonne Delta also... Wo, meint ihr, sind wir denn hergekommen?"

1976

Peter Salge

NOTLANDUNG

Etwas barst hinter ihm. Ein Lichtbogen sprang aus den Kabelschächten zur Schalttafel über. Knisternde Blitze zuckten durch den Kommandoraum. Vom Steuerpult tropfte flüssiges Metall und rann blasig über den Fußboden. Rheel, der Pilot und einzige Insasse des kleinen Raumbootes, wurde durch eine ständig wachsende Metallpfütze vom Hauptenergieschalter fortgedrängt. Ohnmächtig mußte er zusehen, wie nun auch das Sendegerät der entfesselten Energie zum Opfer fiel. Damit war seine Verbindung zur thalekischen Expeditionsflotte abgerissen.

Eine unerträgliche Hitze entwickelte sich. Es roch beißend nach verbrannter Isolation. Auch der Steuerautomat begann sein eigenes Spiel. Die Triebwerke stotterten und setzten dann ruckartig aus. In der Schwerelosigkeit formte sich das geschmolzene Metall zu Kugeln und schwebte in der Kabine umher.

Rheel versuchte erneut an den Hauptenergieschalter heranzukommen. Mit größter Vorsicht manövrierte er durch die glühendheißen Metallkugeln. Endlich konnte er den Schalter nach unten reißen. Der Lichtbogen erlosch, und es wurde dunkel. Kurz darauf sprang das Notstromaggregat an. Rheel schwebte eilig zum Ersatzmonitor, der unversehrt geblieben war. Was er hier sah, übertraf bei weitem seine Befürchtungen. Der fremde Planet war auf dem Bildschirm angeschwollen und füllte ihn fast aus. Dort, wo die Wolkendecke aufgerissen war, schimmerten blaue und grüne Flächen hindurch. Es wurde höchste Zeit für das Kreisbahnmanöver, denn schon wirkte die Gravitation des Planeten.

Wenn es Rheel nicht gelang, sein Raumfahrzeug in eine stabile Kreisbahn zu zwingen, würde es eine Katastrophe geben, weil das einsitzige Raumboot nicht für Landungen auf großen Planeten konstruiert war. Die Havarie kam für Rheel im ungünstigsten Moment. Mit einem bedauernden Blick streifte er die zusammengeschmolzenen Apparate, die klumpig in den Halterungen hingen. Das Schiff war nun nicht mehr Auge und Ohr der thalekischen Entdeckerflotte, es existierte jetzt völlig allein, ein winziges Körnchen Staub im weiten Weltall.

Schwitzend begann Rheel, den defekten Kabelstrang vom Energiesystem abzuklemmen. Feine Tröpfchen perlten auf seiner dunkelbraunen Haut. Wie konnte es nur passieren, daß bei einem hundertfach geprüften Raumschiff ein derartiger Materialfehler auftreten konnte, dachte er. Rheel flog dieses Schiff schon lange, und er hatte nie

Schwierigkeiten gehabt. Aber vielleicht war das kein Materialfehler, sondern hatte irgendeine andere, bisher unbekannte Ursache?

Doch Rheel hatte keine Zeit zum Grübeln. Als er fertig war, schwebte er zum Energieschalter zurück und schob ihn vorsichtig nach oben. Im Hochspannungsnetz trat keine abnorme Reaktion mehr auf. Das Triebwerk setzte wieder mit normaler Beschleunigung ein. Die inzwischen abgekühlten Metallkugeln schepperten am Boden. Befriedigt lächelte Rheel. Jetzt konnte er endlich mit den Kreisbahnmanövern beginnen. Kaum war er jedoch einige Schritte gegangen, da arbeiteten plötzlich die Triebwerke mit voller Kraft.

Rheel wurde in eine Ecke der Kommandozentrale geschleudert. Die Metallkugeln waren auch schon hier. Immer stärker wurde das Raumschiff durch den eigenmächtigen Steuerautomaten beschleunigt. Ächzend kroch Rheel zu seinem verschmorten Kommandosessel und stellte die Automatik ab. Doch das Schiff gehorchte der Handsteuerung nur widerwillig. Es tauchte bereits in die Atmosphäre des Planeten ein und schoß immer schneller dessen Oberfläche entgegen. Rheel drehte das Schiff und gab volle Energie auf die Antriebskammern, um den rasenden Flug abzubremsen. Die Geschwindigkeit verringerte sich, doch dann setzte das Triebwerk endgültig aus. Offenbar hatte der Lichtbogen im Hochspannungsnetz das Bordsystem völlig durcheinandergebracht, und die atomare Kraft des Meilers konnte nicht mehr wirksam werden. Rheel entschloß sich, das Raumschiff aufzugeben, denn eine Bruchlandung aus dieser Höhe würde ihm das Leben kosten.

Größte Eile war geboten. Er hangelte zu der winzigen Rettungskapsel. Hoffentlich hat die Reibungshitze noch nicht die Auswurfluke zugeschmolzen, dachte Rheel besorgt. Hastig schnallte er sich fest und drückte den Havarieschalter. Sogleich wurde die Kapsel aus dem Wrack geschleudert. Es ruckte gewaltig, als sich die Fallschirme öffneten.

Die durchsichtige Kugel schwebte rasch abwärts. Was würde ihn dort unten erwarten? Noch sah Rheel nichts weiter als eine dichte Wolkendecke. Als er sie durchquert hatte, erblickte er eine riesige Wasserfläche. Das Raumschiffwrack war offensichtlich schon darin versunken. Bewaldete Bergketten säumten das Ufer. Rheel konnte nicht feststellen, ob sich jenseits der Berge irgendwelche Siedlungen der Planetarier befanden.

Der Wind blies die Kapsel immer weiter vom Ufer weg. Rheel bemerkte das mit Sorge. Als die Rettungskapsel unsanft auf die Wasseroberfläche prallte, blieb er eine Weile regungslos liegen. Jetzt bin ich doch heil angekommen, dachte er. Die gefährlichste Etappe war nun überstanden. Aber er konnte hier nicht bleiben. Der Notrufsender der

Kapsel war nicht leistungsstark genug, um den Kontakt zur Flotte herzustellen. Rheel war auf die Hilfe der Planetarier angewiesen. Er mußte also an Land.

Die Rettungskapsel tauchte halb ins Wasser ein. Beim Öffnen der Luke würde sie vollaufen und versinken wie das Raumschiff. Aber Rheel brauchte sie ja nicht mehr. Er schnallte sich ab und zog den Pilotenanzug aus. Jetzt trug er nur noch seine hellgrüne Kombination, deren Taschen er mit Konzentratpäckchen vollstopfte. Hoffentlich gab es hier keine gefährlichen Wasserbewohner.

"Planet, enttäusche mich nicht!" sagte Rheel und öffnete die Luke. Sofort drang kaltes Wasser in die Kapsel, und frische Luft quirlte herein. Rheel wußte durch die Spektogramme, daß die Atmosphäre des Planeten atembar war. Dadurch blieben ihm einige Unbequemlichkeiten erspart. Er glitt durch die Luke und schwamm schnell weg, um dem Sog der versinkenden Kapsel zu entrinnen.

In der Ferne sah Rheel das Ufer. Mit gleichmäßigem Tempo hielt er darauf zu. Als er festen Boden unter sich fühlte, war er am Ende seiner Kräfte. Die fehlende Kondition machte sich bemerkbar. Ermattet blieb Rheel am Strand liegen. Nun war er viel dichter an sein Erkundungsobjekt herangekommen, als man geplant hatte. Die thalekische Expeditionsflotte war bei einem Transmissionssprung aus dem Hyperraum zufällig auf dieses kleine Sonnensystem gestoßen. In der Nähe eines seltsamen Planeten, den mehrere Ringe umgaben und der damit wohl eine Rarität im Kosmos darstellte, begegneten ihnen die ersten Boten einer fremden Zivilisation – unbemannte automatische Raumsonden. Deren Bahnparameter wiesen auf den dritten Planeten des Systems. Dieser Planet verbarg sich unter einer Wolkendecke, durch deren Lücken blaue, grüne und gelbe Flächen sichtbar wurden. Diese Angaben reichten jedoch nicht aus, und so erhielt Rheel den Auftrag, mit dem Erkundungsboot zu starten und dort in der Kreisbahn weitere Daten über den Planeten und besonders über dessen Bewohner zu sammeln und sofort der Flotte zu übermitteln. Man wollte erst wissen, mit wem man es zu tun hatte, bevor man Kontakt aufnahm.

Ein Absorberfeld schützte den Aufklärer gegen Ortungsgeräte. Die Thaleken waren sich darüber klar, daß sie aus dem Orbit nur ein unvollkommenes Bild der Planetarier erhalten würden. Aber der Aufklärer konnte versuchen, ihre Bild– und Tonsendungen aufzufangen und über Verstärker zur Flotte abzustrahlen. Dort würde man sie entschlüsseln und damit wenigstens etwas über die Fremden und ihre Mentalität erfahren. Vielleicht gab es auf dem Planeten auch mehrere intelligente Gattungen. Man würde dann wissen, wie sie aussahen. Der Aufklärer mußte ebenfalls ermitteln, ob sich Zerstörungen größeren Ausmaßes, etwa gar

Wirkungsherde von Atomwaffen, auf dem Planeten zeigten. Das war selbstverständlich nur eine Routine-Vorsichtsmaßnahme, denn raumfahrende Rassen besaßen zumeist eine hohe Moral. Zwar hatten viele Völker eine bewegte, kriegerische Vergangenheit, aber es war ein allgemeines kosmisches Gesetz, daß in einem bestimmten Entwicklungsstadium der Gesellschaft primitive Regungen, wie Machtrausch und Eroberungsdrang, verkümmerten.

In den bekannten Teilen des Weltalls waren bisher nur die Lhirri aus der Rolle gefallen. Um schnell reich zu werden und um die Entwicklung ihrer Raumfahrt voranzutreiben, kaperten sie kurzerhand die ersten fremden Raumschiffe, die bei ihnen auftauchten. Die Vereinigten Welten reagierten rasch. Sie schickten eine mächtige Flotte in das Sonnensystem der Plünderer – nicht um zu strafen, sondern um diesen Wesen zu helfen. Indem man sie lehrte, den Reichtum der übrigen Planeten ihres Systems zu nutzen, zeigte man ihnen den Weg zu einem besseren Leben. Auch die Lhirri wurden in die friedliche Gemeinschaft aller Planetarier eingegliedert, die untereinander regen Handel trieben.

Schwieriger als die raumfahrenden Planetarier waren jedoch solche einzuschätzen, die noch keinen Raumflug kannten oder die gerade erst die Schwelle zum Kosmos betraten. Man wußte nie, wie sie reagieren würden. In diesem Entwicklungsstadium war es durchaus möglich, daß es noch keine einheitliche Gesellschaftsordnung gab. Die Thaleken vermuteten, daß sich die fremden Wesen, die man jetzt entdeckt hatte, in einem solchen Übergangsstadium befinden könnten, da man bisher nur auf unbemannte Raumflugkörper gestoßen war. Rheels Aktion sollte auch darüber Gewißheit bringen. Aber die Havarie an Bord hatte eine Erkundung verhindert.

Irgendwie werde ich schon eine gemeinsame Sprache mit den Fremden finden, dachte Rheel überzeugt. Das ist unbedingt notwendig, denn ich brauche einen starken Sender, um meinen Gefährten Nachricht zu geben, wo ich stecke. Offensichtlich haben die Fremden mein Raumboot nicht geortet. Sonst wäre sicher schon eine Delegation an der Absturzstelle erschienen. Das Absorberfeld hätte allerdings seine Tarnfunktion diesmal nicht zu erfüllen brauchen. Dann wäre der Kontakt mit den Planetariern schneller erfolgt. Nun muß ich in diese dichten Wälder hinein, um die Berggipfel zu erreichen. Dort werde ich mich orientieren können, in welche Richtung ich gehen muß. Wenn mir hier ein Schlinger wie auf Chronos I begegnet, dachte Rheel, und ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn, dann bin ich unrettbar verloren. Aber es war unwahrscheinlich, auf einem zivilisierten Planeten derartige Ungeheuer anzutreffen.

Hoch oben am Himmel heulte es. Ein Flugkörper der Fremden zog dort seine Bahn. Rheel betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen.

Sein geübter Blick identifizierte das Objekt sofort als Überschallflugzeug. Rheel sah ihm hinterher, bis es verschwunden war.

Die Wolkendecke hatte sich inzwischen aufgelöst, und die Sonne wärmte angenehm Rheels braune Haut. Wohlig reckte er seinen schlanken Körper. Die Ruhepause hatte ihn gekräftigt, er konnte seinen Marsch beginnen.

Auf dem Weg zu den Bergen brauchte er viel mehr Zeit, als er einkalkuliert hatte, denn die Natur des Planeten überwältigte ihn. Solch eine Fülle und Formenvielfalt des Lebens hatte Rheel noch niemals an einem Ort konzentriert gesehen! Und Rheel kannte viele Planeten. Schon allein die Pflanzenwelt war ein Wunder. Im Wald wuchs nicht nur eine Sorte von Bäumen, es gab hier Pflanzen aller Größen. Bereits der Boden war damit überreich bedeckt, und Rheel scheute sich anfangs davor, in diese grüne Pracht zu treten.

Am meisten beeindruckte ihn die Tierwelt. Er versuchte die verschiedenen Arten zu zählen, doch das gab er bald auf, denn es waren zu viele. Rheel sah geflügelte Tiere, manche darunter so klein, daß sie mit ihren sechs Beinen auf einer Blüte Platz fanden, und dann größere mit zwei Füßen, die im flinken Flug durch den Wald schwirrten und melodisch singen konnten. Er erblickte Felltiere, die geschickt an den Bäumen in die Höhe kletterten, und andere, die geschäftig durch das Unterholz huschten. Besonders zahlreich war die Kleintierwelt vertreten. Überall wimmelten ihre Vertreter herum, auf den Blättern, im Erdreich, auf feinen Gespinsten zwischen den Zweigen, in der Luft.

Was für eine reiche Welt, die eine solche Vielfalt an Arten hervorgebracht hatte! Wenn das doch die Kinder sehen könnten! dachte Rheel begeistert und bedauerte, daß er keinen Bildaufzeichner bei sich trug. Er würde es ihnen jedoch so plastisch wie möglich erzählen, wenn er wieder daheim war. Wie schon oft würden sie dann im Halbkreis vor ihm sitzen und begierig seinen Worten lauschen, fast atemlos, die Münder halb geöffnet und in den Augen das Funkeln der Begeisterung für die thalekische Entdeckerflotte.

Auch Rheel hatte einst mit den Geschwistern so vor seinem Vater gesessen und die Erzählungen über fremde Welten in sich aufgesogen. Und jetzt gehörte er selbst zur Flotte und befand sich als erster Thaleke in dieser neuen, unbekannten Welt. Wie mochten wohl die intelligenten Bewohner des Planeten aussehen? Ob es Gliederfüßler waren? Oder flugfähige Zweibeiner? Oder etwa sogar Gallerten, die Form und Farbe nach Belieben wechseln konnten? Bald würde Rheel es wissen, denn er sah in der Ferne Rauch aufsteigen. Dort befand sich wahrscheinlich eine Siedlung.

Im Laufen verzehrte Rheel ein Päckchen Konzentrat. Er wollte sich

beeilen, denn schon ging die Sonne unter. Rheel erwartete natürlich nicht, daß ihm die Planetarier sofort helfen würden, besonders dann nicht, wenn sich ihr Körperbau grundlegend von dem seinen unterschied. Es war durchaus verständlich, daß man einem Besucher aus dem Kosmos mit gebührender Vorsicht gegenübertrat. Hoffentlich nicht zu vorsichtig, denn Rheel wollte keine Zeit verlieren.

Die Dämmerung zog langsam heran. Am Himmel funkelten bereits die ersten Sterne. Irgendwo dort oben wartete die Expeditionsflotte auf Rheel. Gewiß würde jetzt schon das nächste Raumboot unterwegs sein, um nach Rheels Verschwinden zu forschen, und sicher wurde Throol darin sitzen, einer der Freunde Rheels. Er selbst hatte genauso gehandelt.

Wenn die Gefährten wüßten, was ich hier für ein Paradies gefunden habe, dachte er.

Plötzlich sprangen aus einem Gebusch zwei Wesen hervor und versperrten Rheel den Weg. Der Thaleke erschrak, doch dann durchzuckte ihn freudiges Erkennen. Die intelligenten Wesen dieses Planeten waren Menschen wie Rheel! Zwar hatten sie eine gedrungenere Körperstatur und eine helle, fast weiße Hautfarbe, aber sonst sahen sie aus wie Thaleken. Rheel lächelte glücklich. Wie wunderbar, auf Mitglieder der menschlichen Familie zu stoßen! Seine Rückkehr zur Flotte schien jetzt greifbar nahe.

Einer der Planetarier schrie etwas. Rheel ging freundlich lächelnd langsam auf den kosmischen Bruder zu. Da blitzte es mehrmals in der Hand des Planetariers. Zugleich mit dem peitschenden Knall spürte Rheel heftige Schmerzen, die wie ein wildes, bösartiges Feuer durch den Körper rasten. Ungläubig und von Grauen erfüllt, taumelte er noch einige Schritte vorwärts. Warum haben sie das getan, warum nur? dachte er, und ein Schauer des Entsetzens schüttelte ihn. Er sank zu Boden, seufzte tief und lag dann still. Blicklos starrte er zu den Sternen, die er nun nie mehr erreichen würde.

"Das ist doch gar nicht der Kerl, den wir verfolgt haben!" sagte der kleinere der Männer mit flatternder Stimme.

"Nein, aber dieser hier hat auch Widerstand geleistet. Weshalb parierte er nicht, als er die Pfoten heben sollte? Du hast doch selbst gesehen, wie dieser Nigger drohend auf mich zukam. Da kann ich doch nicht warten, bis er sein Schießeisen aus der Tasche gezogen hat. Ich bin seinem Angriff nur zuvorgekommen!"

"Hoffentlich gibt es keinen Ärger mit den Bürgerrechtlern!" jammerte der Kleine.

"Quatsch nicht, wir sind uns doch einig, daß es sich hier um reine Notwehr gehandelt hat, oder?" Dabei starrte er seinen Kumpan mit hartem

Blick durchdringend an.

"Jawohl, das kann ich bestätigen", versicherte dieser eilig. "Aber sieh dir doch mal die seltsame Kleidung des Burschen an!"

"Der gehörte sicher zu einer militanten Organisation und war bestimmt gefährlich. Nur gut, daß wir seinem Treiben ein Ende gesetzt haben!"

1976

Jörg Gernreich

DER IRRTUM DES SIMON KEATH

Die Geschichte, die der Fremde mir da erzählte, war so phantastisch, daß man sie fast für ein modernes Märchen halten mußte. Zwar versicherte er mir, daß sie von Anfang bis Ende wahr sei, aber ich bin mir bis auf den heutigen Tag nicht schlüssig, ob ich seinen Worten glauben darf oder nicht. Dennoch erscheint sie mir so bemerkenswert, daß ich sie an dieser Stelle noch einmal wiedergeben mochte.

Steve Kranach war sein Name. Er war etwa Ende Vierzig. Seine schlanken Hände waren abgemagert, die Gestalt leicht gebeugt. Die Augen spiegelten Intelligenz, jedoch auch einen Hauch von Resignation wider. Sein relativ ungepflegtes Äußeres paßte schlecht zu dem, was er mir berichtete. Doch muß ich mir noch heute eingestehen, daß jene Geschichte unleugbar einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen hat und daß es mir schwerfällt, sie von vornherein in das Reich der Phantasie zu verweisen.

So erfuhr ich schließlich, Steve Kranach sei Doktor der Physik. Was mich hingegen nicht weiter in Erstaunen versetzte, war die Tatsache, daß er, seit dem Konkurs des Unternehmens, dem er angehörte, und dem Tode seines Chefs sich den Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten verdiente. Sein Bericht führt uns etwa ein Jahrzehnt in die Vergangenheit, in eine Epoche, die durch den Siegeszug der Kernenergie gekennzeichnet wurde.

Er war damals der Chefassistent des Hauptaktionärs eines Konzerns, der die Energiewirtschaft des Landes, in die alle Kohlengruben und Wärmekraftwerke integriert waren, beherrschte.

Simon Keath, jener Hauptaktionär, konnte es sich selbstverständlich leisten, ein Privatlaboratorium zu unterhalten, wo er sich ungestört seinen Experimenten widmete.

Kranach, sein Assistent und Mitarbeiter, war neben ihm der einzige, der das streng bewachte Labor betreten durfte. Keath beschäftigte sich mit Problemen im Grenzbereich der modernen Physik. Obgleich ohne akademische Titel, war er ein überdurchschnittlich begabter Physiker. Er wußte das, und je näher er dem Ziel seiner Forschung kam, desto mehr nährte jeder weitere Erfolg seine Überheblichkeit und das Bewußtsein unermeßlicher Macht.

Eines Tages jedoch geschah es, daß ein Grundgesetz der relativistischen Physik, in der Praxis angewandt, sich gegen ihn kehrte. Nahezu über Nacht errichtete die “Nuclear Power Corporation”, eine neue

Konkurrenzfirma, den ersten Atomreaktor des Landes und begann mit dem Bau eines Großkraftwerkes. Zwar war bekannt, daß in anderen Ländern ähnliche Projekte vorlagen und teilweise bereits realisiert wurden, doch schlug die Nachricht, daß eine derartige Anlage im eigenen Land bald den Probebetrieb aufnehmen sollte, an der Börse wie eine Bombe ein. Sofort begann die Flucht aus der Kohle in die Kernenergie. Obwohl sich die Geschäfte in der Folgezeit wieder etwas beruhigten, sanken doch die Kurse unaufhaltsam. Die anhaltende Baisse begann zur Krise zu werden.

Simon Keath saß am Schreibtisch seines Arbeitszimmers und vertiefte sich in die Börsennachrichten. Es herrschte eine angenehme Ruhe im Raum. Der dicke Teppich und die gepolsterten Wände und Doppeltüren des Büros schluckten jedes Geräusch von außen. Beinahe unhörbar summten die Lüfter ihr monotones Lied.

Keath legte die Zeitung nieder und sah zu Dr.Kranach, der es sich am Fenster in einem Sessel bequem gemacht hatte. Die GestaIt des Chefs straffte sich. Er war ein Mann unbestimmten Alters, hochaufgeschossen, hager. Sein peinlich korrekt sitzender Maßanzug und die graumelierte Perücke, mit der er seine Stirnglatze verbarg, deuteten auf Eitelkeit, sein herablassendes Benehmen verriet die seinem Wesen eigene Arroganz.

“Wieder sechzig Punkte Verlust”, begann er übergangslos, “machen wir uns also nichts vor, Kranach, so wie die Sache aussieht, würde ich jedem anderen Unternehmen noch ein halbes Jahr geben. Danach könnte es seinen Kram zusammenpacken, und sicher mußten auch Sie sich dann nach einem anderen Brötchengeber umsehen, was heutzutage eine relativ schwierige Angelegenheit sein dürfte.”

Kranach schwieg, und so fuhr Keath fort: “Eines aber können Sie mir glauben, ich habe mehr zu verlieren als Sie und daher auch nicht die geringste Lust, Konkurs anzumelden. Ich würde hier auch nicht so ruhig sitzen und mit Ihnen plaudern, wenn es nicht eine Lösung gäbe.”

“Und was für eine Lösung sehen Sie, Mister Keath?”

“Nun erschrecken Sie nicht gleich, wenn ich Ihnen sage, daß es die äußerste, aber gleichzeitig die einzig dauerhafte Möglichkeit ist.”

Kranach wurde blaß, rang um Fassung und sprang schließlich erregt auf. “Sie wollen doch nicht etwa... Nein! Ohne mich! Da mache ich nicht mit!”

Keath stand auf, hob beschwichtigend die Hände und schob den entsetzten Doktor wieder in die Polster zurück. “Niemand denkt an Sabotage”, sagte er in besänftigendem Ton. “Beruhigen Sie sich. Keine lebende Person wird dabei zu Schaden kommen. Die Anlage zu zerstören, daran dachten Sie wohl, wäre nicht nur gefährlich, sondern noch dazu

völlig sinnlos. Alles in allem kaum eine Galgenfrist, geschweige denn eine endgültige Lösung. Derartige Aktionen sind von vornherein Stückwerk. Es beschäftigen sich momentan schon zu viele Forscher mit dem Problem der Kernenergie. Man kann unmöglich wissen, wer alles daran arbeitet.* Doch da liegt bereits der Punkt, wo wir einhaken müssen! Um das Übel an der Wurzel zu packen, haben mir bald die Möglichkeiten, zu einem Zeitpunkt einzugreifen, zu dem nur eine einzige Person den Schlüssel zur relativistischen Physik besitzt. Ich möchte Sie nur daran erinnern, daß ich der Reversion der Zeit so nahe gekommen bin, daß in den nächsten Tagen der Durchbruch zu erwarten ist!" Keath grinste befriedigt.

Kranach hingegen blickte seinen Chef verständnislos an, doch dann begriff er. "Sie wollen also...", murmelte er stockend. "Sie wollen also den Reversionskanal für einen Mord...? Das ist nicht Ihr Ernst!"*

"Oh, doch! Ich sehe, Sie haben das Problem völlig erfaßt.* Ich werde den Begründer der Relativitätstheorie, Alexander Herbstedt, beseitigen, noch bevor er ebendiese Theorie veröffentlicht. Im übrigen sind Ihre Skrupel völlig unbegründet, denn dieser Mann ist ja schon lange tot. Ich habe lediglich vor, die Entwicklung ein wenig zu korrigieren." Er lächelte überlegen und schien den Unmut seines Gegenübers weidlich auszukosten. "Reiner Selbsterhaltungstrieb", stellte er mit lässiger Geste fest. "Ich habe schon oft genug mit harten Bandagen gekämpft. Nun, es ist einfach eine Existenzfrage für mich,* der N. P. C. die Grundlage zu entziehen."

Nach einer Pause fügte er belehrend hinzu: "Letztlich ist diese Aktion auch in Ihrem eigenen Interesse, und Sie sind es ja nicht, der Herbstedt auslöschen wird!"

Kranachs Gesicht war starr und fahl.

"Sie werden zum *Mörder*, wenn Sie den Plan ausführen!" erwiderte er tonlos.

Der Chef runzelte die Stirn, seine Miene wurde finster. "Da irren Sie sich aber gewaltig, Kranach!"* rief er gereizt. "Vielleicht werde ich es im Sinne Ihrer sensiblen Moralauffassung sein. – Wollen Sie mich also vor Gericht stellen lassen?" fragte er ironisch. "Nein? Natürlich nicht! Denken Sie doch einmal daran, welche juristische Handhabe Sie gegen mich hätten. Niemand würde Ihnen glauben, daß ich einen Mann umgebracht haben könnte, der starb, bevor ich geboren wurde."

Kranach benötigte einige Zeit, um sich zu beruhigen.

"Sehen Sie", wies ihn Keath in nunmehr väterlichem Ton zurecht, "genaugenommen ist alles nur halb so schlimm, denn niemand wird vermissen, was es nie gegeben hat."

Kranach schüttelte wieder den Kopf, erhob sich und wandte sich dann mit dem Gesicht zum Fenster. Nach kurzem Überlegen ergriff er

nochmals das Wort: “Ich teile Ihre Auffassung durchaus nicht!”*

“Wieso?” Eine tiefe Falte grub sich in die Stirn des Hauptaktionärs.

“Glauben Sie denn ernsthaft, Mister Keath, die Entwicklung aufhalten zu können, indem Sie einen Mann töten? Andere werden kommen...”

“Irrtum!” Keath schnitt ihm das Wort ab. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. “Herbstedt war ein Genie, wie es die Menschheit nur alle hundert Jahre einmal hervorbringt! Seither gab es niemanden, der ihm hätte auch nur das Wasser reichen können. – Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß das Unternehmen den gewünschten Erfolg haben wird.”*

“Wenn die Zeit reif ist”, versuchte der Physiker nochmals einzuwenden, “wird eine Entdeckung gemacht, früher oder später...”

Mit einer schroffen Handbewegung wischte der Hauptaktionär den Einwurf beiseite, wütend, daß es jemand wagte, ihm zu widersprechen. “Nur durch die führenden Köpfe der Wissenschaft”, dozierte er, “einzig und allein durch ihre Genialität wird die Entwicklung vorangetrieben.”

Steve Kranach wollte noch etwas erwidern, besann sich jedoch rechtzeitig und schwieg. Simon Keath betrachtete somit die Unterredung als beendet.

Die nächsten Tage verliefen in angespannter Arbeit. Seit dem bewußten Gespräch hatte sich das Verhältnis zwischen Chef und Assistent merklich abgekühlt.

Die Arbeiten am Zeitreversionskanal standen jedoch unmittelbar vor ihrem Abschluß.

Zum erstenmal konnte dieser Kanal in der vierten Dimension nachgewiesen werden, ein Kanal, durch den jeder Zeitabschnitt auf der Erde in Vergangenheit und Zukunft so erreichbar war wie Stadtteile durch den Tunnel der Subway.

Die Anlage funktionierte exakt. Bald war das Raum-Zeit-Visier präzise genug eingestellt, daß es möglich wurde, die Versuchstiere zu jeder beliebigen Zeit an jedem beliebigen Punkt der Erde zu materialisieren.

Die Zieleinrichtung arbeitete so genau, daß bei einer Distanz von einhundert Jahren die zeitliche Abweichung nur plusminus zwanzig Minuten betrug.

Wenige Tage später war es soweit, daß Simon Keath sein denkwürdiges, verbrecherisches Unternehmen starten konnte.

“Endlich bin ich am Ziel”, eröffnete Keath die letzte Unterredung mit Kranach. “Lange genug habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Alles ist vorbereitet, so daß ein glatter Ablauf der Operation abzusehen ist.

Ihre einzige Aufgabe besteht jetzt darin, die Apparatur während meiner Abwesenheit ständig zu überwachen, damit keine Pannen auftreten, besonders, wenn es schnell gehen muß. Vor der eigentlichen Aktion ist dann nur noch der Rücksprungauslöser zu testen. Sollte er versagen, holen Sie mich vom Labor aus zurück. Dann müssen wir wohl oder übel die Angelegenheit verschieben... Das wäre im Prinzip alles. Sind noch irgendwelche Fragen?"*

Dr.Kranach, der bis dahin wortlos zugehört hatte, verneinte. Er hielt nunmehr jeden weiteren Versuch, seinen Einwänden Geltung zu verschaffen, für Zeitverschwendung.

Der Chef nickte kurz und wandte sich zum Gehen.

Eine halbe Stunde später erschien er wieder im Labor. Er hatte sich umgekleidet und trug nun eine Ausstattung in der Mode der Jahrhundertwende: einen dunkelgrauen Überzieher mit Pelzkragen, einen steifen Hut, Lackschuhe mit Gamaschen und einen Spazierstock mit Elfenbeinknauf. Ein gezwirbelter Schnurrbart vervollständigte sein Kostüm.

"Sind Sie soweit?" fragte er nervös.

Dr.Kranach sah zu den Instrumenten hinüber und erwiderte: "Alles fertig zum Test! Das Visier ist auf den zwölften September neunzehnhundertundvier, siebzehn Uhr, Berlin-Tiergarten, gerichtet. Die genauen Koordinaten sind gespeichert."

"Gut, am dreizehnten September traf Herbstedt auf dem Schlesischen Bahnhof ein, um am Nachmittag im Physikalischen Institut der Berliner Akademie seine Theorien der Öffentlichkeit vorzustellen. Genug Zeit, das zu verhindern!"

"Die Generalprobe kann beginnen!" sagte Kranach und schaltete die Energie zu. Zahllose Lämpchen flammten auf. Ein rhythmisches Zirpen erfüllte die Luft. Keath verpackte den Rücksprungauslöser in seiner Reisetasche und betrat zögernd den Zeittrajektor.

"Ich bin bereit. Zunächst fünf Minuten!" Seine Stimme klang heiser.

"Emission in zehn Sekunden!" rief Kranach dem Chef zu.

Dieser schien jedoch die Worte nicht mehr zu hören.

Kranach erhöhte die Energiezufuhr. Irgendwo rauschte es wie Meeresbrandung. Ein leises Brummen ertönte, wechselte in einhelles Summen über, um sich gleich darauf in ein ohrenbetäubendes Pfeifen zu verwandeln. Schlagartig wurde es still.

Simon Keath wurde zunehmend blasser. Etwa eine Sekunde lang stand er als transparente Erscheinung in der Trajektorkammer. Dann begannen die Konturen zu zerfließen. Unmittelbar danach war Kranach allein im Labor.

Fünf Minuten später tauchte Keath auf dieselbe geheimnisvolle Weise wieder aus dem Reversionskanal auf. Er sah erschöpft aus, aber sein Gesicht strahlte.

"Der Rücksprungauslöser funktioniert exakt. Ohne Verzögerung", erklärte er, nachdem er aus der Kammer getreten war. "Nur die Glieder sind wie eingeschlafen. Aber das gibt sich nach ein paar Minuten. Was mir weniger gefällt, ist die stark erhohte Pulsfrequenz nach der Übertragung. Ich fühle mich wie über die Marathondistanz gehetzt." Er wankte ein wenig, als ihn sein Assistent zum Sessel führte, wo er sich außer Atem niederließ.

Kranach holte eine angebrochene Flasche Whisky aus dem Nachbarraum und goß seinem Chef ein. Er selbst trank nichts.

Keath kippte den Whisky und ließ sich nachschenken. "Ah, das macht Tote wieder lebendig! Also, ich denke, in dreißig Minuten kann es losgehen." Er streckte sich in den Polstern aus, schloß die Augen und schlug lässig die Beine übereinander.

Kranach stellte inzwischen die Flasche wieder an ihren Platz zurück. Dann nahm er an der Anlage die letzten Kontrollen vor.

Als die halbe Stunde vorüber war, begab sich Keath wiederum in die Kammer des Zeittrajektors. Das gespenstische Schauspiel begann von neuem. Diesmal war es keine Probe.

Bleich tauchte Simon Keath aus dem Zeitkanal auf. In der linken Hand hielt er den Rücksprungauslöser, in der rechten den noch rauchenden Browning. Wankend verließ er die Übertragungskammer. Seine Kräfte versagten. Klirrend glitten Auslöser und Browning zu Boden. Im Labor roch es nach Pulver. Keath' Hände fuhren haltsuchend durch die Luft, schnell sprang der Assistent hinzu, um ihn zu stützen.

"Er ist tot... Herbstedt ist tot! Es ist geglückt", hauchte Keath erschöpft, aber mit einem selbstzufriedenen Lächeln.

Kranach sah seinen Chef verwirrt an. "Wen haben Sie erschossen? Was hat dieser Mann Ihnen denn getan...? Ich sehe kein Motiv..."

Keath blieb stehen und schien zur Salzsäule zu erstarren. Dann drehte er sich langsam um und sah Kranach entgeistert an. Seine Augen glänzten fiebrig, als er ihn bei den Schultern packte. "Verstehen Sie denn nicht, ich habe *Herbstedt* umgebracht, mit ihm die Relativitätstheorie vernichtet! Die 'Nuclear Power Corporation' hat es also nie gegeben!" rief er beschwörend.

Kranach löste sich aus dem Griff seines Chefs, schüttelte den Kopf und sagte dann heiser: "Ich weiß weder, wer dieser Herbstedt war, noch, warum er sterben mußte. Aber ich weiß, daß Albert Einstein im Jahre

neunzehnhundertfünfzehn die allgemeine Relativitätstheorie begründete – und daß die N.P.C. nach wie vor existiert."

Keath' Augen weiteten sich unnatürlich. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er öffnete den Mund, um etwas zu erwidern. Seine Hand tastete zum Herzen, und er brach wie vom Blitz getroffen zusammen.

"Ob Sie es nun glauben oder nicht", schloß der Fremde seinen Bericht, "so hat sich die Sache damals abgespielt. Manchmal denke ich selbst, daß ich verrückt bin, doch ich habe den Fall noch einmal rekonstruiert. Vor meinen Recherchen konnte ich mir die Zusammenhänge mit der Person Herbstedts nicht erklären, da er ja wegen seines gewaltsamen Todes nicht als Begründer der Relativitätstheorie auftrat und somit logischerweise in Vergessenheit geraten ist. Ich kannte nicht mehr als seinen Namen, auf den ich seinerzeit nicht geachtet hatte, als Keath ihn erwähnte. Nachforschungen in den Polizeiarchiven ergaben, daß es den Frankfurter Gymnasiallehrer Alexander Herbstedt tatsächlich einmal gegeben hat und daß er neunzehnhundertundvier in Berlin von einem Unbekannten auf offener Straße ermordet wurde. Doch nur knapp elf Jahre später trat Einstein in das Licht der Öffentlichkeit. Keath' Theorie war also ein einziger, grundlegender Irrtum gewesen; Einstein war es, der die Relativitätstheorie begründete..."

Kurz nach Mitternacht, als auch die letzten Gäste das Lokal verließen, trennten wir uns. Nun bleibt es ungewiß, ob uns unsere Wege noch einmal zusammenführen werden. Ich hoffe darauf, denn der Zeitreversionskanal interessiert mich.

1976

Jörg Gernreich

DER NEBEL

Leise drang das Pfeifen der gestauten Atmosphäre in die Kanzel, kaum wahrnehmbar war das helle Singen der Motoren. Unter ihnen lag dichter Nebel. Bräunliche Wolkenfetzen flogen vorüber und verschwanden hinter der Maschine im giftgrünen Dunst. In Flugrichtung leuchteten vereinzelte Blitze durch die brodelnde Wolkenhülle.

"Höhe dreitausenddreihundert. Keine Bodensicht!"

Rai Lawson sah von den Instrumenten auf. "Geh auf zweitausend, ich mache den Automaten fertig. Wenn wir etwas Passendes gefunden haben, landen wir."

Der Pilot drückte den Sterngriff um Daumenbreite vor. Die Schwerkraftveränderung zeigte, daß sich der Bug geneigt hatte.

Am Radarhorizont wuchs eine Gebirgskette ins Bild. Der Pilot drosselte die Geschwindigkeit und wich in weitem Bogen nach Südosten aus. Im Bodenradar blinkten kräftige Echos auf und blieben hinter ihnen zurück. Das Terrain war so stark zerklüftet, daß es den Männern nicht ratsam erschien, die Landung in diesem Gebiet zu wagen. Nun überflogen sie die Randzone eines Binnenmeeres. Die Radarechos häuften sich in Ufernähe und vereinigten sich im Nordosten zu einem glänzenden Saum.

Pilot Lingew ließ die Maschine kreisen, winkte seinem Kopiloten zu und deutete auf einen Punkt der Mattscheibe. Lawson nickte zurück.

"Sofort?"

"Nein, noch drei Runden."

Nach der dritten Schleife hatte Lingew einen geeigneten Landeplatz gefunden. Die Ebene, die sich dem Uferbezirk anschloß, war glatt wie ein Billardtisch. Er nahm den Schub zurück und schaltete den Automaten ein. Sacht glitt die Steuersäule nach vorn; die Spitze des Landungsschiffes senkte sich. Sie verloren schnell an Höhe. Der Nebel aber lichtete sich nicht.

In vierhundert Meter Höhe fing der Autopilot das Projektil ab. Mit dem Heck voran senkte sich der Kopter auf die Ebene hinab.

Langsam, bläulich glänzend, glitt das Folieband aus dem Schlitz des Analysators und fiel raschelnd in die flache Mulde auf der Frontseite des Befehlsstandes. Lawson nahm den Streifen auf, warf einen flüchtigen Blick auf die Daten und reichte ihn zu Lingew hinüber, der bereits ungeduldig die Hand ausstreckte.

"Na, mach schon! Wie schaut's denn aus?"

“Was weiß ich”, brummte Lawson mürrisch. “Sieh doch selbst! Vierundsiebzig Prozent Stickstoff, zweiundzwanzig Sauerstoff..., weiter bin ich nicht gekommen. Vielleicht reicht die B-Maske?”

Der Pilot knurrte etwas Unverständliches und winkte ab. “Schön wär’s”, er lachte trocken, “Maskenball werden wir machen.”

“Also wieder in die Rüstung?”

“Hm..., Sauerstoff, sechshundertdreiundzwanzig Torr, Radioaktivität so gut wie keine..., ganz gut und schön. Aber Kohlenoxide, Schwefel– und Kohlenwasserstoffe, Arsen– und Bleiverbindungen massenweise...” Er hüstelte etwas verlegen und schob das Band wieder seinem Kopiloten zu.

“Na ja, für ein Begräbnis erster Klasse reicht die B-Maske.” Lawson grinste und rollte den Streifen unschlüssig zwischen den Fingern.

“Wenn ich mir die Sache so ansehe, ich weiß nicht..., irgend etwas gefällt mir da nicht.”

“Möglich ist, daß sich die Luftzusammensetzung durch vulkanische Aktivität erklären läßt. Wir haben es ja immerhin mit einem recht jungen Planeten zu tun, wenn man Spindler glauben darf.”

“Na gut. Kann sein, kann auch nicht sein... Das würde sicher vieles erklären. Schwefel– und Kohlenstoffverbindungen..., weiß der Kuckuck...” Der Kopilot wiegte gedankenverloren den Kopf und steckte das Datenband in die Unterarmtasche seines Overalls.

Lingew hob die Schultern. “Eine vage Vermutung, nichts weiter. Denn schließlich haben wir, soweit ich mich entsinne, keine Anzeichen von Vulkanismus bemerkt.”

Lawson nestelte an seinem Kragen. “Was wollen unsere Beobachtungen schon besagen? Die paar tausend Quadratkilometer, die wir überflogen haben, sind bestenfalls einige Promille der Oberfläche. Aber schließlich sind wir keine Chemiker. Niemand von uns weiß zuverlässig, ob all diese Verbindungen wirklich Vulkangas sind.”

“Du hast recht”, räumte der Pilot zögernd ein. “Wir wissen nichts und streiten uns hier um des Kaisers Bart.* Wenn die PROTEKTOR landet, wollen ja unsere Experten auch noch Arbeit haben.”

“Nun gut”, sagte Lawson schmunzelnd. “Wenn wir heute aussteigen wollen, haben wir vorher noch einiges zu erledigen. Reiff und Spindler würden uns *die* Arbeit auch nicht abnehmen.”

Trübes Tageslicht empfing sie, als sie die Luftschleuse verließen. Nebelschwaden wogten vorüber, und ein mäßiger Wind fegte graue Staubwolken über den mit spärlicher Vegetation bewachsenen Boden. Sandhäufchen stauten sich an kargen, bräunlichen Halmen und stoben

unter den Schritten der Männer auseinander. Über die Außenmikrofone drang gedämpft das Jaulen des Windes und das Rascheln der über die Gräser wirbelnden Staubkörnchen. Zunächst schritten Lingew und Lawson zügig voran. Das Landungsschiff versank hinter einer gelbgrünen Nebelwand, doch das Funkfeuer der Rakete ermöglichte ausreichende Orientierung.

Später wurde der Marsch beschwerlich. Die Radionuklid-Batterie drückte bei jedem Schritt schmerzhaft zwischen die Schulterblätter, der Sender, der als Leitfeuer die PROTEKTOR einweisen sollte, zog den Körper hintenüber.

Lawson stöhnte. Lingew drehte sich um und blieb keuchend stehen. Der Kopilot rückte die Last zurecht und zog die Karte, die der Automat nach dem Radarbild angefertigt hatte, aus der Oberschenkeltasche. Sein Kamerad trat zu ihm und beugte sich vor. Gemeinsam entfalteten sie das Blatt, das der Wind hin und her zerrte. Lawson veränderte mehrmals die Lage des Batteriekastens auf seinen Schultern, bevor er den Kompaß zur Hand nahm, dessen Nadel nach Südwest wies. Umständlich richtete er die Karte ein.

"Wenn wir die Richtung nicht verloren haben, sind wir hier", sagte Lingew und deutete mit dem Zeigefinger auf den Plan. "Noch zwei Kilometer nach Südost, und wir haben's geschafft. Das Funkfeuer aufstellen und in Betrieb setzen – eine knappe Stunde. Der Rückweg ohne Gepäck noch einmal zwei. Bleiben folglich bis zum Landeanflug der PROTEKTOR noch gut zwölf Stunden."

Lawson lächelte verschmitzt. "Du meinst also, wir könnten anschließend noch einen kleinen Abstecher machen? Keine schlechte Idee, aber..."

"Ach was! Wer fünf Kilometer läuft, kann ruhig auch einen mehr gehen. Oder willst du etwa die ganzen zwölf Stunden dasitzen und Däumchen drehen?" Er fuhr nochmals über die Karte. "Siehst du, hier werden wir den Sender aufstellen. Etwa einen halben Kilometer weiter in unserer Richtung befindet sich ein Flußlauf, der nach einem weiteren halben Kilometer ins Meer mündet. An dieser Stelle endet auch eines dieser merkwürdigen Reflexionsgebiete."

"Vielleicht treffen wir jemanden zu Hause an?" spottelte Lawson.

"Quatsch! In der Giftküche wohnt keiner. Hier gibt es ja nicht einmal Gras..., bestenfalls Stroh. Wir werden also dem Flußlauf zum Meer folgen", resümierte Lingew. "Danach geht's auf dem kürzesten Weg zurück."

"Hm", knurrte der andere und rückte die Tragriemen einige Zentimeter seitwärts.

"Dann auf zum Endspurt..."

Der zweite Teil des Weges wurde zur Strapaze. Sie ermüdeten rasch und mußten mehrfach absetzen, um neue Kraft zu schöpfen. Der Nebel war unangenehm, die Sicht eingeschränkt, die Ebene öde und leer, ohne jeglichen Orientierungspunkt. Wären die Schrittzähler nicht gewesen, hätte keiner der beiden auch nur annähernd Auskunft geben können, wie weit sie vorangekommen waren. Endlich hielt Lingew an, wuchtete den Sender zu Boden und setzte sich schwer atmend auf den Behälter. Lawson folgte seinem Beispiel, beugte sich vor und schluckte.

"Gott sei Dank!" sagte er schnaufend. "Kein zweites Mal solche Gewalttour."

Der Pilot antwortete nichts, stützte den Helm in die Hände und betrachtete seine Stiefelspitzen.

Etwa fünf Minuten saßen sie so, als sich Tor Lingew aufrichtete und seinem Kameraden auf die Schulter klopfte. "Los, raff dich auf! Bringen wir's hinter uns."

Widerstrebend erhob sich Lawson, öffnete den Anschlußkasten der Batterie und begann das Zubehör auszupacken.

Seit knapp zehn Minuten zogen sie wieder südwärts. Das Gelände war leicht abschüssig. Der Grund wurde feucht und gab federnd unter ihren Füßen nach. Die Vegetation, die bislang den Boden wie ein strohiger Teppich bedeckt hatte, wurde schwächer und schließlich von einem bräunlichen, schlammigen Untergrund abgelöst. Der feine Staub, den der Wind unablässig herbeitrug, bildete eine hellgraue, feuchte Kruste, die unter den Schritten der Männer brach und sie bis an die Knöchel einsinken ließ.

Bald zeichnete sich hinter dem gelbgrünen Nebelschleier ein dunkler Streifen ab, dessen Konturen von Sekunde zu Sekunde deutlicher hervortraten.

Sie näherten sich dem Fluß auf knapp hundert Meter. Matt hob sich das gegenüberliegende Ufer durch den Nebelvorhang ab. Zwischen den Ufern, die mit einer schmierigen, teerigen Masse überzogen waren, wand sich ein trüber, träge fließender Wasserlauf zum Meer hin. Schwefelfarbene Dünste stiegen von seiner Oberfläche auf und mischten sich in den alles einhüllenden Nebel. Schillernde Gasbläschen entstanden, trieben stromabwärts und zerplatzten, neue entstanden und blieben als dünne Schaumränder auf dem Uferschlamm zurück.

Keiner der beiden verspürte sonderliches Verlangen, sich dem Fluß weiter zu nähern. So bogen sie ab und folgten dessen Lauf. Das Bild der Landschaft blieb unverändert. Linkerhand quälte sich das Schlammwasser meerwärts, rechts begleitete sie die vegetationslose Einöde, über die der

auffrischende Wind Sandschwaden fegte, die die Fußtapfen der Männer binnen weniger Sekunden ausfüllten.

Aus der Ferne drang das Rauschen der Brandung zu ihnen. Sie beschleunigten ihre Schritte. Urplötzlich lag das Meer vor ihnen. Knapp dreißig Meter voraus ergossen sich Sturzseen über pechglänzende Felsen. Gischt peitschte ihnen entgegen, rann an den Schutzanzügen hinab und hinterließ schwarzbraune, klebrige Spuren. Meterdicke Schaumkronen, Eisschollen gleich, rasten mit der Dünung heran, wurden zu Tausenden kleinen Flocken zerschlagen und vom Sturm in die Höhe gerissen.

"Wellen, Sonne, Sand", höhnte Lawson und wischte mit dem Handschuh über die Helmscheibe. "Ein herrliches Fleckchen!"

Der Pilot sah sich angewidert um. Fünfzig Schritt weiter türmte sich rötlichvioletter Schleim zu bizarren Gebilden und tropfte, vom Sturm losgelöst, halb erstarrt zu Boden. Knotige Gallertfäden spannten sich wie Netze über die Küstenfelsen, wurden von den zurückströmenden Fluten erfaßt und ins Meer gespült.

Lawson verspürte Ekel. Ihn befiel das unsinnige Gefühl, ein infernalischer Gestank durchdränge die Helmwände. "Eine einzige Kloake", sagte er stöhnend. "Das Widerwärtigste, was ich je gesehen habe..."

"Mit Vulkanismus hat das jedenfalls nichts zu tun. Das ist etwas anderes..., das war hier nicht immer so."*

Der Kopilot fühlte, wie ihn eine merkwürdige Erregung erfaßte. Lingews Bemerkung weckte einen eigenen, bisher uneingestandenen Verdacht. Er wandte sich ab und nahm die Karte zur Hand. "Los, komm", sagte er nachdenklich. "Eine Position haben wir noch offen."

Lingew folgte zögernd. "Ja, noch eine", murmelte er dumpf. "Die letzte..."

Eine ungeheuerliche Ahnung trieb sie vorwärts, in die Richtung, wo die Silhouette einer steilen Erhebung durch den Nebel drang. Bald kreuzten dünne rotbraune Rinnsale ihren Weg und vereinigten sich zu schmalen Bächen.

Sie wateten durch flache Pfützen, auf denen teils schmutzverschmierte, teils verkrustete Foliefetzen trieben. Korrosionszerfressene Bruchstücke irgendwelcher Maschinen unterschiedlichster Größe und Form lagen verstreut umher.

Je näher sie dem Berg kamen, dessen Grat in gelbem Dunst verhüllt blieb, desto öfter mußten sie über Drähte, verbogene Rohre, halb in den Boden eingesunkene Kugelsegmente und Träger steigen. Grollend brach sich in der Nähe eine Lawine schwerer Trümmer den Weg ins Tal. Aus grobporigen Schaumstoffballen sickerte trübe, ölige Flüssigkeit.

Unversehens trat Lingew einen Schritt beiseite und scharrte mit der

Stiefelspitze den Schlamm von einem grellgelben Foliebündel.

Lawson faßte ihn am Arm. “Komm”, sagte er mit belegter Stimme, sein Gesicht wirkte kantig und bleich. “Komm endlich, wir haben genug gesehen.”

Der Pilot machte sich unwirsch frei und bückte sich. “Moment, warte..., gleich...” Mit einiger Mühe gelang es ihm, das Bündel hervorzuziehen; er konnte jedoch nicht verhindern, daß ein Teil der Blätter im Boden zurückblieb.

Lawson trat zu ihm. Fiebrige Röte schoß ihm ins Gesicht. Mit zitternden Händen wischte Lingew den schmierigen Belag von der Oberfläche. Die Männer standen wie gelähmt und blickten fassungslos auf das Umschlagblatt.

Ein menschliches Gesicht sah ihnen entgegen..., ein lachendes Gesicht!

Eine durchsichtige Kappe fiel auf, die Mund und Nase umschloß und an Wangen und Kinn eng auf der Haut anlag. Sechs dünne, ebenso durchsichtige Röhrchen gingen von ihr aus und endeten auf zwei Wülsten am Kragen.

Es stand außer Zweifel, und diese Erkenntnis berührte sie seltsam: Das Wesen, das ihnen von dem Foto scheinbar so sorglos entgegenlachte, trug ein Atemschutzgerät!

Doch was sie auf den anderen Seiten sahen, stimmte sie nachdenklich. In der Mitte des Bogens, zu dem sich die Blätter auseinanderfalten ließen, erkannten sie das verkleinerte “Titelbild” wieder, das von einer Spirale unbekannter, verschiedenfarbiger Symbole oder Schriftzeichen umwunden wurde. Sie bildete das Zentrum eines hellgrünen, vielzackigen Sterns. An der Spitze jedes dieser Zacken befand sich ein weiteres Bild.

Männer, junge Frauen, Kinder – in Schutzmasken, mit farbigen Ornamenten versehen, durchsichtigen, mattierten oder undurchsichtigen Schutzmasken. Hier grellbunte, in sich verschlungene Linienmuster, dort dezente Blütenmotive, hier ineinanderfließende Farbflecke, dort geometrische Figuren. Welch bodenloser Zynismus!

Lingew fühlte, wie ihn ohnmächtige Wut erfaßte. “Wahrhaftig, für jeden Geschmack etwas.” Er lachte heiser. “Kauft OZONAX, die Maske mit den drei Super-Absorbern...”, kommentierte er bissig.

Lawson schwieg betreten und faltete den Bogen wieder zusammen. Lange betrachtete er das Bild des Unbekannten mit dem Lächeln eines Filmstars. “Sie waren wie wir”, stellte er betrübt fest.

“Wie wir...?” wiederholte Lingew tonlos, warf einen flüchtigen Blick seitwärts und schüttelte den Kopf. “Nein, nicht ganz.”

1976

Frank Quilitzsch

VON HUNDEN UMZINGELT

Es war Nacht, als die Landefähre weich auf dem fremden Planeten niederging. Finsternis und dichte Nebelschwaden verhinderten die Sicht. Die Lichtkegel der starken Scheinwerfer rissen kaum dreißig Meter der von blauem Moos bedeckten Lichtung aus der Dunkelheit. Ein Stück weiter waren sie bereits machtlos, und die Umgebung versank in milchigem Dunst.

Crox, der Pilot der kleinen Fähre, löste den Blick vom Bildschirm und wandte sich dem hageren Biologen zu. “Sag mal, Simonsen, bist du dir auch sicher, daß es hier ist?”

Der Biologe hörte deutlich den Zweifel aus Crox’ Stimme. Ohne den Blick vom Computer zu heben, erwiderte er: “Du kannst beruhigt sein. Laut Koordinaten befinden wir uns auf einer Lichtung inmitten des üppigen Vegetationsgebietes an der Ostküste des Großen Kontinents. Die Entfernung zur Station dürfte höchstens fünfhundert Meter betragen, allerdings durch sumpfiges und ungangbares Dschungelgebiet.”

Der Pilot brummte nur ärgerlich. Er hatte es sich im Sessel bequem gemacht, die Beine lässig auf dem Armaturenbrett übereinandergelegt und kaute gelangweilt an einer Bulette, von denen er einen ausreichenden Vorrat mit auf die Reise genommen hatte.

“Eine herrliche Bescherung, dieser Auftrag! Und das alles kurz vor Antritt unserer Heimreise. Weißt du, Simonsen, wenn ich mir vorstelle, daß die da oben schon alle fleißig ihre Siebensachen packen...” Er unterstrich den Satz mit einer unzufriedenen Handbewegung. “Und wir? Wir krauchen auf diesem gottverlassenen Planeten herum und erledigen den Kleinkram.” Wütend warf er den Rest des Nahrungsmittels in den Abfallkorb. Er ahnte nicht, daß er spätestens in vierundzwanzig Stunden anders über eine solche Verschwendung denken würde.

Währenddessen war der Biologe mit dem Auspacken seiner Filmkamera beschäftigt. Er hörte gar nicht auf Crox’ Worte. An die ewige Nörgelei des Piloten hatte er sich schon gewöhnt. Außerdem weilten seine Gedanken bereits beim Ausstieg. Eine innere Erregung, die er zeitweilig nur mühsam unterdrücken konnte, raubte ihm seit langem die Nachtruhe. Spätestens in acht Stunden würde er die Gewißheit erlangen, ob sein heimliches Experiment erfolgreich verlaufen war.

Eine Zeitlang war es still in der Kabine. Dann fragte Crox plötzlich: “Sag mal, Simonsen, du hast dich doch freiwillig für diesen Auftrag

gemeldet, nicht wahr? Warum bist du eigentlich nicht auf dem Schiff bei der Auswertung des Forschungsmaterials?"

"Warum wohl?" rief der Biologe ungehalten. "Weil ich das Klima im Raumschiff nicht mehr ertrage. Der Doktor hat mir zehn Kubikmeter Frischluft verschrieben." Die ewige Redseligkeit des Piloten ging ihm nun doch auf die Nerven.*

Crox zuckte verständnislos die Schultern und schwieg gekränkt. Nach einer Weile begann er, leise eine Melodie zu pfeifen. Urplötzlich brach er ab und starrte wie gebannt auf den Bildschirm. Vor Erregung krallten sich seine Finger ins Polster des Sessels. "Simonsen, sieh nur! Was kann das sein?"

Der Biologe blickte erschrocken auf. Er gewahrte gerade noch zwei unheimlich phosphoreszierende Punkte, dann war der Bildschirm wieder völlig dunkel. Ein schwaches Lächeln bildete sich um Simonsens Mundwinkel. Doch als er von der Seite den fragenden Blick des Piloten spürte, versuchte er mit aller Macht seine Begeisterung zu verbergen.

"Was ist los, Crox?" fragte Simonsen, gespielt ahnungslos.

Der Pilot hatte sich noch immer nicht beruhigt. "Da war eben etwas auf dem Bildschirm. Ein unheimliches Augenpaar. Zwei leuchtende Punkte, sie haben sich bewegt..." Und nach kurzer Pause fügte er gedehnt hinzu: "Sag mal, die Experten werden sich doch wohl nicht geirrt haben? Gibt es hier vielleicht Raubtiere ?"

Der Biologe bezwang seine Erregung nur mühsam. Der erste Beweis für einen Erfolg, ging es ihm durch den Kopf. Laut aber sagte er, mit einem Anflug Ironie in der Stimme: "Raubtiere? – Ausgeschlossen! Hier gibt es nichts als Pflanzen, Crox, Pflanzen und nochmals Pflanzen: Pflanzen. Du hast doch den Expeditionsbericht gelesen: 'Alle Anzeichen sprechen für eine Tierwelt, die den großen Sprung vom Wasser– zum Landleben noch nicht bewältigen konnte.' Also, was gibt es da zu zweifeln?"

"Aber...

"Kein Grund zur Skepsis, Crox. Professor Novak höchstpersönlich hat den Bericht unterzeichnet. – Du mußt dich also getäuscht haben, Crox.* Das Landemanöver hat uns beide ermüdet."

"Aber ich habe es doch deutlich gesehen!" widersprach der Pilot heftig. "Zwei merkwürdig funkelnde Augen."

"Laß es gut sein", beruhigte ihn Simonsen und schaltete den Bildschirm ab. "Es gibt wirklich keinerlei Gründe zur Beunruhigung.* Am besten, wir legen uns bis zum Anbruch des neuen Tages noch ein bißchen aufs Ohr und nehmen dann die Umgebung mal gründlich in Augenschein. Fünfhundert Meter anstrengender Fußmarsch stehen uns bevor, ein halber Kilometer durch dichten Dschungel, der es in sich hat."

Der Marsch hatte es tatsächlich in sich. Der fremde Stern sengte unbarmherzig, so daß der rötliche Pflanzenwald förmlich im Dunst des aufsteigenden Wasserdampfes verschwand. Es hatte in der Nacht heftig geregnet, der Boden war feucht und schlammig, was bei jedem Schritt ein ekelerregendes Schmatzen unter den Schuhsohlen erzeugte. Die roten Pflanzen standen unheimlich dicht. Oftmals boten sie ein unüberwindliches Hindernis. Hinzu kamen das unerträgliche Treibhausklima, milchige Dunstwolken und gefährliche Sumpfflächen im Boden. Und in dieser Pflanzenhölle schleppten sich wie verloren zwei Menschen dahin, deren Ziel eine alte, verlassene Station war. Sie kamen nur mühsam voran, versanken bald knietief im Morast oder mußten streckenweise auf allen vieren kriechen.

Crox stöhnte laut. Seine Skaphanderkühlung war defekt, und die Sonne heizte dem Unglücklichen gnadenlos ein. Auf der Schulter trug er den Rucksack mit der Marschverpflegung. Natürlich durften die Buletten nicht fehlen. "Für den Fall der Fälle",* hatte er Simonsen auf dessen Kopfschütteln hin geantwortet und meinte damit die Möglichkeit, von einem der gefürchteten Regengüsse überrascht zu werden und einige Stunden länger in der Station verweilen zu müssen. Er wollte sich instinktiv die Stirn wischen, doch seine behandschuhte Hand stieß nur gegen die Sichtscheibe des Schutzhelms. Er fluchte heftig. Der Biologe achtete nicht darauf. Er war vollauf damit beschäftigt, die Orientierung nicht zu verlieren. Immer tiefer führte er den Piloten in den Dschungel.

Sie hatten noch keine zweihundert Meter zurückgelegt, als die Feuchtigkeit und der dichte Pflanzenwuchs nachließen. Der Boden stieg an.

Plötzlich blieb Simonsen stehen. Er hatte eine freie Sandfläche erreicht, war niedergekniet und filmte etwas. Schnaufend kam Crox näher. Neben dem Biologen blieb er überrascht stehen. Auf der freien Fläche waren deutlich Spuren zu erkennen. Sie erinnerten, wie ihm sofort bewußt wurde, erschreckend an Abdrücke riesiger Raubtierpfoten. Gleichzeitig erschien ein anderes Bild in seinem Gedächtnis: das nächtliche Erlebnis, die Augen auf dem Bildschirm.

Der Pilot erschauerte. "Was war das für ein Wesen?"

Simonsen schulterte die Kamera und lachte spöttisch. "Hast du Angst, Crox? Fürchtest dich doch nicht etwa vor kleinen Hunden?"

Hunde? Crox fühlte Zorn in sich aufsteigen. Der Biologe machte sich anscheinend lustig über ihn. Beruhigend spürte er den Griff der kleinen Betäubungswaffe am Gürtel des Skaphanders. Es gab keinen Grund zum Leichtsinn. Aber was sollte er nur von dem Exkursionsbericht

halten? Pflanzen, Pflanzen, nichts als Pflanzen! Sollte sich Professor Novak etwa geirrt haben?

Auf den letzten Metern zur Station ereignete sich nichts Besonderes. Nur zweimal glaubte der Pilot im Halbdunkel des Gestrüpps schattenhafte Gestalten wahrgenommen zu haben. Doch er sagte nichts. Er wollte sich nicht noch einmal vor dem Biologen lächerlich machen.

Aber dann, als sie endlich die moosbewachsene und teilweise von gelbem Schimmel überzogene Kuppel der Station erreicht hatten und Simonsen als erster durch das geöffnete Schleusenschott treten wollte, fuhr Crox erneut der Schreck in die Glieder.

Aus dem nahen Pflanzendickicht ertönte ein seltsames, langgezogenes Heulen. Die Stille, die gleich darauf eintrat, machte die an sich schon ungewöhnliche Situation noch unheimlicher. Sie währte auch nur wenige Sekunden. Denn im nächsten Augenblick erscholl, als sei es das Echo, aus der Ferne ein mehrstimmiges, markerschütterndes Geheul.

Der Pilot warf Simonsen einen hilflosen Blick zu. Der hatte noch immer ein Lächeln auf den Lippen. Ohne eine Erklärung schob er den Piloten in die Schleusenkammer.

Der Auftrag war erfüllt. Simonsen hatte alle wichtigen Forschungsmaterialien, die man in der Eile des überraschenden Aufbruchs zurückgelassen hatte, aufgestöbert und im Versorgungsteil seines Skaphanders verstaut. Sie konnten den Rückmarsch antreten.

Simonsen blickte sich noch einmal flüchtig um, während der Pilot, der es eilig hatte, zur Fähre zurückzugelangen, bereits in der Schleuse stand. Der Mechanismus des Außenschotts machte ihm zu schaffen. Der Biologe eilte ihm zu Hilfe. Endlich ließ es sich öffnen.

Crox, der gerade durch die Öffnung hinaustreten wollte, sprang blitzartig zurück. Mit Wucht schlug er die Luke hinter sich zu und sank stöhnend auf den Boden der Schleusenkammer. Lange Zeit rührte er sich nicht. Sein Atem ging schnell und stoßweise.

Simonsen sah betroffen in das schreckensbleiche Gesicht. “Was ist passiert, Crox?”

Der Pilot antwortete nicht. Wortlos deutete er auf eines der runden Fenster im Nebenraum. Dem Biologen kam eine dunkle Ahnung. Mit wenigen Sätzen hatte er das Fenster erreicht und starrte hinaus. Ein Schrei entfuhr seiner Kehle.

Ein ganzes Rudel riesiger zottiger Wesen schlich um die Gebäude der Station. In ihrer Gestalt war ihnen eine gewisse Ähnlichkeit mit Wölfen nicht abzusprechen, nur daß sie bedeutend größer waren, beinahe doppelt so groß, und ein struppiges rotbraunes Haarkleid aufwiesen. In

ihren Bewegungen waren sie geschmeidig wie Katzen. Doch die Kopfform, die wiederum stark an einen Hund erinnerte, bildete dazu einen unübersehbaren Widerspruch. Die stark ausgebildeten Reißzähne ließen auf Raubtiercharakter schließen.

Simonsen starrte wie gebannt auf das seltsame Rudel. Für ihn bestand kein Zweifel mehr: Das Experiment war geglückt. Endlich hielt er den Beweis in der Hand, und er konnte es den Skeptikern heimzahlen, die ihn verspotteten. Er hatte recht behalten, nicht Professor Novak, wie alle glaubten.

Doch seine anfänglich große Freude erstarb plötzlich. Andere Gedanken drängten sich ihm auf, ihm kamen Bedenken. Zweifellos würde die Fachwelt aufhorchen, wenn er ihr die Ergebnisse des Experiments vorlegte. Nur, die Tiere da draußen sahen gewiß nicht harmlos aus. Hätte er nicht Vorsichtsmaßnahmen treffen müssen? Natürlich, es wäre ein Verbrechen, auch nur eines der für die Wissenschaft wertvollen Tiere zu töten. Aber er hatte ja nicht einmal an Gaspatronen für die Betäubungswaffen gedacht. Er brauchte sich wirklich nichts vorzumachen. Wenn er auch nie mit einem so gewaltigen Erfolg gerechnet hatte, so konnte dieser Umstand nicht über einen gewissen Leichtsinn in seinen Handlungen hinwegtäuschen. Hinzu kam noch: Er trug die volle Verantwortung für den ahnungslosen Piloten.

Der Biologe wandte endlich den Blick vom Fenster. Seine Begeisterung war verflogen. Was nützte ihm der Erfolg, wenn sie hier nicht lebend herauskamen. Sie saßen eindeutig in der Falle. Die beutegierigen Tiere würden die Belagerung wohl sobald nicht aufheben. Es war ein Jammer, so lächerlich die Situation auch erscheinen mochte, jetzt konnte er nichts mehr ändern. Es war zu spät. Sie waren von Hunden umzingelt.

“Ich denke, es gibt keine Raubtiere auf diesem Planeten?” Crox, der sich vom ersten Schreck erholt hatte, blickte den Biologen vorwurfsvoll an. “Oder hältst du diese zottigen Ungeheuer vielleicht für harmlos?” Er deutete mit einer Kopfbewegung auf eines der zähnefletschend um das Gebäude streichenden Tiere. Ihm war wohl ganz und gar nicht zum Scherzen zumute.

“Das sind keine Ungeheuer, sondern Hunde”, berichtigte Simonsen leise. “Ich selbst habe sie vor knapp zwanzig Jahren hier ausgesetzt.”

Dem Piloten verschlug es die Sprache. Sein Gesicht nahm einen unberechenbaren, beinahe drohenden Ausdruck an. “Sooo, Hunde sagst du.” Er sprach leise und mit einem gefährlichen Unterton in der Stimme. Doch schon im nächsten Augenblick schrie er los: “Sagtest du eben Hunde? Demnach befinden wir uns wohl im Tiergehege des Prager Zoos, mitten im Affenhaus? Dann rufe aber gefälligst den Tierpfleger, damit er

mir seine Lieblinge vom Halse hält!"

Simonsen wich erschrocken zurück. So wütend hatte er den Piloten noch nie gesehen. "Es sind tatsächlich Hunde", versuchte er ihn zu beschwichtigen. "Bitte hör zu, ich muß dir eine Erklärung geben."

Während der Biologe sprach, warf Crox immer wieder einen zweifelnden Blick aus dem Fenster. Sein Verstand sträubte sich gegen das, was ihm Simonsen mitteilte:

Er hätte bereits vor zwei Jahrzehnten zu der Besatzung einer interstellaren Expedition gehört, die diesen Planeten entdeckte und auf ihm eine kleine Station errichtete. Bekanntlich hätten sie bei der Gefahr eines aufkommenden Strahlungssturms vom Fixstern den Planeten fluchtartig verlassen müssen. In der Aufregung wäre auch ein Teil der Forschungsergebnisse zurückgeblieben, die sie jetzt bergen sollten.

"Und was haben diese..., diese Wesen damit zu tun?" unterbrach ihn der Pilot ungeduldig.

"Es gab da einen Streit" fuhr der Biologe fort, "zwischen Professor Novak und mir. Wir hatten nicht viel Zeit, um den Planeten zu erkunden, denn der Strahlungssturm begann früher als erwartet. Jedenfalls vertrat Novak fest die Ansicht, daß der Kontinent, auf dem wir uns befanden, nur von riesigen Pflanzenwäldern bedeckt sei. Es gäbe seiner Meinung nach keine Tiere auf dem Festland. In der Tat waren wir nur im Wasser auf Vertreter der hiesigen Fauna gestoßen. So schenkte man allein Professor Novak Glauben, nicht mir."

"Wie soll ich das verstehen? Hattest du eine andere Theorie?"

"Ja, ich hatte da ein Erlebnis, ein zuhöchst merkwürdiges." Der Biologe wandte sich wieder zum Fenster und ließ den Blick in die Ferne schweifen. "Bei einem Ausflug in den Dschungel, den ich allein wagte, wurde ich von einem unbekannten Tier angefallen. Einem Sumpfbewohner, wie mir später klar wurde. Einige Tage vorher war ich dort im Schlamm auf rätselhafte Spuren gestoßen. Meiner Ansicht nach konnten die Abdrücke nur von einem Lurch oder Kriechtier stammen. Leider hatte ich keine Kamera mit und konnte deshalb auch keinen Beweis für meinen Fund liefern. Deshalb ging ich ein paar Tage später wieder hin. Die Spuren aber waren verschwunden. Ich wollte gerade umkehren, als etwas unverhofft aus dem Dickicht hervorschoß und mich zu Boden warf. Ich war so überrascht, daß ich im ersten Moment gar nicht begriff, was geschehen war. Alles hatte sich blitzschnell abgespielt. Das Tier war wieder im Gestrüpp verschwunden."

"Was war das für ein Tier?" wollte Crox wissen.

Simonsen senkte den Blick. "Ich weiß nicht. Ich habe es nie zu Gesicht bekommen. Vergeblich versuchte ich, es noch einmal hervorzulocken, schoß dann eine Leuchtkugel ins Dickicht und wartete.

Aber es passierte nichts weiter. Das Wesen blieb in der Verborgenheit."

Der Biologe verstummte. Er löste sich vom Fenster und schritt nachdenklich auf und ab. Seine Stimme verriet Bitterkeit, als er fortfuhr: "Als ich den anderen davon erzählte, erntete ich herzhaftes Gelächter. Man glaubte mir nicht, nannte mich einen Phantasten und gab mir die Bezeichnung 'Dschungeljäger'. Man fand es belustigend, daß ich Tieren nachstellte, die gar nicht existierten. Der einzige, der ernst blieb, war Novak. Er gab mir den Ratschlag, ich sollte mich nicht an meiner Theorie festbeißen und noch dazu versuchen, sie mit derartig zweifelhaften Geschichten zu bekräftigen. So etwas sei eines Wissenschaftlers unwürdig."

Crox blickte den Biologen mitfühlend an. Da auch Simonsen schwieg, wagte er eine weitere Frage: "Wie mir scheint, war Professor Novak im Unrecht. Aber ich verstehe immer noch nicht, was die" – er deutete nach draußen – "was die damit zu tun haben sollen? Du sprachst vorhin von Hunden...?"

"Ja", bestätigte Simonsen. "Daß mir niemand glauben wollte, ließ mir einfach keine Ruhe. Aber wie sollte ich mein Erlebnis beweisen? Eines Tages bot sich Gelegenheit dazu. Wir hatten nämlich eine Menge Versuchstiere auf der Station, und da uns zum schnellen Verlassen des Planeten nur eine Fähre zur Verfügung stand, waren wir gezwungen, einige von ihnen zurückzulassen. Bei dieser Gelegenheit kam mir der Gedanke an das Experiment. Es war wohl eher eine fixe Idee, über die ich in der Eile nicht weiter nachdenken konnte. Du weißt ja, hier herrschen nahezu irdische Bedingungen, nur daß die Atmosphäre einige für uns schädliche Bestandteile enthält. Ich ließ die Hunde einfach frei."

"Dann sind diese zottigen Wesen also die Nachkommen jener Versuchstiere?" Crox machte aus seinem Erstaunen kein Hehl.

"Ja", bestätigte der Biologe, "sie sind der lebende Beweis dafür, daß sich Professor Novak geirrt hat."

"Wie soll ich das verstehen?"

"Ganz einfach. Schau dir diese Tiere mal genau an, Crox." Er führte den Piloten erneut ans Fenster. "Sehen so Pflanzenfresser aus?"

Crox schüttelte zweifelnd den Kopf.

"Die Hunde sind am Leben geblieben, haben Nachkommen gezeugt", stellte Simonsen fest. "Wie aber ist das möglich? Wovon ernähren sie sich? Sie haben sich zu Raubtieren zurückentwickelt. Aber was jagen sie?"

"Also gibt es doch hochentwickelte Tiere auf dem Kontinent", warf Crox ein.

Der Biologe nickte stumm. Er vergrub sein blasses Gesicht in den Händen. Auch Crox schwieg. Die Sache war verdammt ernst.* Aus dem

spontan begonnenen, harmlosen Experiment war eine gefährliche Situation entstanden.

"Was machen wir nun?" fragte der Pilot.

Simonsen zuckte mutlos die Schultern. Was konnten sie schon tun. Warten mußten sie; warten und auf ein Wunder hoffen.

Die Stunden verrannen. Die Hundebestien dachten gar nicht daran, sich zu zerstreuen. Es mochten vielleicht anderthalb Dutzend sein, die beutegierig die Station belagerten.

Crox hielt es nicht mehr länger aus, er brach das düstere Schweigen. "Wir müssen endlich etwas unternehmen!"

Simonsen erhob sich schwerfällig. Der Pilot hatte zweifellos recht, sie mußten etwas unternehmen. Die Frage war nur – was?

Der Biologe preßte stöhnend die Fäuste gegen den Kopf. Crox lehnte mit verzweifelter Miene in einer Ecke und starrte stumm vor sich hin. Sie waren am Ende mit ihrem Latein.*

Sie hatten wohl alles versucht, um die Tiere von der Station zu vertreiben und fernzuhalten. Sie hatten es optisch probiert, indem sie die Hunde mit starken Scheinwerfern blendeten, und auch akustisch versucht, wobei Crox einen in einem entlegenen Winkel gefundenen Verstärker umfrisierte und mit seiner Hilfe lautstarke Töne bis ins Unerträgliche verzerren ließ. Und der Erfolg der ganzen Bemühungen? Die Tiere waren wohl für kurze Zeit zurückgeschreckt, aber keines von ihnen hatte den Bereich um die Station verlassen. Ganz im Gegenteil, das seltsame Schauspiel hatte noch weitere der hundeähnlichen Wesen angelockt, so daß die Gesamtzahl jetzt etwa zwei Dutzend betrug.

Wieder verrannen wertvolle Minuten. Crox erschienen sie wie eine Ewigkeit. Natürlich hatten die erlittenen Fehlschläge ihren ohnehin schon schwankenden Optimismus nicht gerade gefestigt. Aber durften sie denn so einfach untätig herumsitzen, die Hände in den Schoß legen und auf Wunder hoffen?

Wieder war es der Pilot, der die Stille nicht mehr ertragen konnte. "Wir müssen es wagen", sagte er entschlossen und erhob sich auch sogleich. "Wir haben höchstens noch für zwei Stunden Sauerstoff. Auf der Station scheint auch nichts mehr von dem Zeug zu sein. – Oder willst du hier deine Himmelfahrt antreten?"* Crox griff nach seiner Betäubungswaffe und verließ den Raum.

Der Biologe erhob sich ebenfalls. Es gab nichts, was ihn noch hätte hier halten können. Die Angst vor den Raubtieren war fast völlig verflogen. Ihm war mit einemmal alles gleichgültig. Gehorsam folgte er dem Piloten in die Schleusenkammer.

Als sie das Schott öffneten, begrüßte sie das Rudel mit einem markerschütternden Gebrüll. Die Bestien duckten sich angriffslustig.

Crox zögerte nicht lange. Noch bevor das erste Tier zum Sprung ansetzen konnte, drückte er ab. Vom betäubenden Gasstrahl getroffen, stürzte es dumpf zu Boden. Die anderen Tiere wichen erschrocken zurück.

Diese Situation mußten sie ausnutzen. Der Pilot gab Simonsen einen Stoß und rannte dann selbst, so schnell er konnte, hinter ihm her. Die brutale Hitze der defekten Klimaanlage machte ihm das Atmen schwer.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie die Bestien hinter sich fühlten. Crox schoß erneut. Die drei ersten Tiere stürzten lautlos zu Boden. Alle anderen Schüsse verfehlten ihr Ziel.

Sie hatten noch nicht ganz das von purpurroten Schlingpflanzen bewachsene Sumpfgebiet erreicht, als das Gas in der Patrone ausging. Sie kamen nur mühsam voran. Dichte Nebel stiegen vom feuchten Boden auf und behinderten die Sicht. Die Schlingpflanzen blieben am Skaphander haften.

Als sich Simonsen flüchtig anwandte, stellte er mit Erschrecken fest, daß ihnen die beutegierigen Verfolger erneut bedenklich nahe kamen. Die Tiere bewegten sich mit bewundernswerter Gewandtheit durch das Pflanzendickicht.

Das Ende schien unvermeidlich. Nur noch wenige Sekunden und die Bestien würden sie erreichen. Simonsen drohte es schwarz vor Augen zu werden. Doch im selben Augenblick kam ihm der rettende Einfall. “Die Marschverpflegung, Crox”, schrie er, “wirf ihnen die Verpflegungsbeutel hin!”

Der Pilot reagierte sofort. Mit wenigen Handgriffen löste er den Versorgungsteil vom Skaphander, öffnete ihn und schüttete den Inhalt auf den Boden.

Der Effekt war großartig. Die Neugier zwang die Hunde, bei den fremdartigen Nahrungsmitteln zu verhalten. Die Männer hasteten weiter. Ein Blick über die Schulter gab dem Piloten die Gewißheit, daß sich die Tiere über seine Buletten hermachten. Ein blutiger Streit entstand um die Beute. Ungehindert erreichten sie die Schleuse der Landefähre.

“Verdammt, er reagiert nicht!” Verzweifelt drückte der Pilot die Starttaste. Ein metallenes Klicken ertönte, weiter geschah nichts. Der Computer reagierte einfach nicht. Crox blickte zu Simonsen, der mit verschlossenem Gesicht auf den Bildschirm starrte. Dem Piloten kam eine Ahnung.

Die Hunde hatten die Fähre längst erreicht und sprangen wie wild

an der Außenwand empor. Ein dumpfes Schaben und Knirschen drang bis in die Kabine.

"Simonsen! Bist du wahnsinnig geworden? Warum hast du den Computer blockiert?"

Der Biologe wandte nicht den Blick vom Bildschirm. Da draußen waren sie, seine Hunde, der lebende Beweis für den Erfolg seines Experiments. "Wir können jetzt nicht starten", sagte er trocken. "Keiner der Hunde darf beim Start getötet werden. Die Tiere sind für die Wissenschaft unbezahlbar, verstehst du? Auf diesem Planeten hat sich ein bisher einmaliges Experiment abgespielt, dessen Ergebnis, diese fremde Rasse von Hunden, erst noch von Fachleuten erforscht und ausgewertet werden muß."

Crox wurde rot vor Zorn. "Reicht es dir noch immer nicht, daß uns deine verfluchten Viecher um ein Haar gefressen hätten? Wie lange willst du denn noch auf diesem verhexten Planeten verweilen? Du vergißt: Wenn wir nicht augenblicklich starten, erreichen wir nicht mehr rechtzeitig den Punkt, an dem wir das interstellare Schiff treffen müssen. Dann fliegen sie ohne uns nach Hause. Dann kannst du ja meinetwegen auf deinen Hunden reiten, aber ohne mich! Ich starte jetzt!" Der Pilot beugte sich über den Computer.

"Halt, warte noch!" rief Simonsen plötzlich. "Ich weiß eine Möglichkeit, wie wir sie weglocken können."

Ohne eine Erklärung öffnete er den in die Kabinenwand eingelassenen Kühlschrank und packte einen Teil des Inhalts in den Schacht für die Signalraketen. Ein Knopfdruck – die Lebensmittel landeten am Rande der Lichtung im blauen Moos. Crox schluckte heftig.

Mit Erleichterung sah der Biologe auf dem Bildschirm, wie sich ein Teil der Meute über den Fraß hermachte. Ein halbes Dutzend belagerte jedoch nach wie vor die Fähre.

Simonsen stellte ein neues Ziel ein. Bevor der protestierende Pilot auch nur eingreifen konnte, hatte er bereits den Rest der Speisen im Schacht verstaut und hinausbefördert.

Wieder trotteten einige Hunde, von den Nahrungsmitteln angelockt, zum Rande der Lichtung. Doch so sehr der Biologe auch bangte, einer verblieb noch immer bei der Fähre.

"Jetzt ist aber Schluß!" schrie Crox entrüstet. Gewaltsam wollte er die Blockierung beseitigen. Aber Simonsen wehrte sich heftig.

Endlich schien auch das letzte Tier vom Schmatzen der Artgenossen angelockt zu werden. Gemächlich trottete es zu der Meute.

Der Biologe atmete erleichtert auf. Rasch warf er noch einen letzten Blick auf seine wertvollen, jedoch keineswegs lieblichen Hunde, dann gab er den Start frei.

Schnell wurde die Lichtung kleiner. Der orangefarbene Pflanzenwald blieb zurück und mit ihm der ganze Kontinent. Die Oberfläche des Planeten wurde zu einer gewaltigen Kugel. Vor ihnen taten sich die sternenflimmernden Weiten des Alls auf.

Jetzt atmete auch Crox auf. Sein Zorn verrauchte. Er überließ die Steuerung dem Computer und blickte hinüber zu dem Biologen.

Simonsen war sichtlich in sich zusammengesunken. Er schien in Gedanken die ganzen Ereignisse noch einmal zu durchleben, in die er sie beide mit seinem Leichtsinn gestürzt hatte.

Crox klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. "Jetzt geht es nach Hause, Simonsen, endlich nach Hause. Wie lange freue ich mich schon auf den Augenblick, in dem ich nach so vielen Jahren im All wieder festen irdischen Boden unter den Füßen habe." Seine Augen blickten träumerisch in eine ungewisse Ferne. Nach kurzem Schweigen fügte er schmunzelnd hinzu: "Übrigens, ich habe ein schönes Haus mit Garten in Sofia. Dort halte ich mir auch ein Hündchen, weißt du, aber nur ein ganz kleines."

Auf einmal stutzte er, kratzte sich bedenklich am Hinterkopf und sagte: "Na ja, wenn ich es mir richtig überlege, müßte Waldi jetzt eigentlich schon groß sein. Aber hoffentlich nicht zu groß!"

Der Biologe mußte plötzlich lachen. Crox streckte sich behaglich im Sessel aus und langte, da er Hunger verspürte, mit der Hand nach dem Kühlschrank. Seine gute Laune verschwand augenblicklich, als er nichts als Leere vorfand. Ärgerlich warf er die Klappe wieder zu. "Diese Bestien!" rief er. "Wie konntest du ihnen nur unsere gesamten Lebensmittel vorwerfen? Die machen sich heute auf unsere Kosten einen herrlichen Tag. Und ich? Ich kann wohl wegen deiner Hundebestien verhungern, was?"

"Nein, Crox, nicht wegen der Hunde. Für die Wissenschaft!"

1976

Frank Quilitzsch

DIE EINSAMEN AUF KALLISTO

I

Die riesenhafte leuchtende Scheibe des Jupiters schien die Gestirne zu verdrängen. Sie nahm beinahe den halben Himmel ein, tauchte die zerklüftete Mondlandschaft in fahles, unirdisches Licht. Dichte Wolkenmassen wallten in der giftigen Atmosphäre und verhinderten den Blick auf die Oberfläche des Riesenplaneten.

Auf Kallisto war Nacht. Die Sonne würde erst in wenigen Stunden aufgehen und ihre matten Strahlen auf die Mondoberfläche werfen. Noch herrschte allein das Leuchten des Jupiters über das Dunkel. Es drang durch die dünne Methan-Ammoniak-Atmosphäre auf den Trabanten und teilte die trostlose Gesteinswüste in scharf abgegrenztes Hell und Dunkel, in Licht und Schatten.

Melvin hob langsam den Kopf. Er hatte lange auf den Aufgang des Sterns gewartet, der jetzt am Horizont in blauem Licht erstrahlte. Schweigend starrte er auf den fernen leuchtenden Punkt. Es war die Erde. Eine andere Welt als dieser nackte Gesteinsbrocken, eine warme, von Leben erfüllte Welt, seine Welt. Sie schien ihm heute noch ferner, noch weiter entrückt als sonst. Ein unüberwindbarer Abgrund trennte ihn von seiner Heimat, ein riesiges schwarzes Loch tödlicher Leere.

Melvin versuchte sich die Gesichter seiner Verwandten und nahesten Bekannten vorzustellen. Seine Eltern, die innerlich stolz auf ihn waren, Samira, die beim Abschied Tränen in den Augen hatte, seinen Bruder, der ihn an Bord des Mutterschiffes noch bis zur Marsbahn begleitete, und Professor Sykora, seinen Fachausbilder, der ihm kurz vor dem Start kameradschaftlich auf die Schulter geklopft und ernsthaft bedauert hatte, daß er schon zu alt sei für weite Raumflüge. Doch seltsam, so sehr sich Melvin auch bemühte, es gelang ihm nicht so recht. Die ungeheure Entfernung verwischte wie ein milchiger Nebelschleier die Züge der so vertrauten Gesichter, drängte sie in eine unbestimmte Ferne, bis sie sich völlig auflösten. Ohne daß er es wollte, zogen andere Bilder herauf, nahmen deren Stelle ein, wechselten in rasender Geschwindigkeit, wurden zu einem schrecklichen Gewirr flüchtiger Erinnerungen. Melvin glaubte, in eine bodenlose Tiefe zu stürzen, ein Schwindel erfaßte ihn. In Gedanken durchlebte er noch einmal die furchtbare Katastrophe...

Er saß zusammen mit Nevala, dem Lunologen und Techniker, bei

der Auswertung der Daten vom letzten künstlichen Jupitersatelliten. Ihre Arbeiten im Bereich des Riesenplaneten waren abgeschlossen, sie hatten alle automatischen Stationen angeflogen und die Verschleißteile ausgewechselt. Jetzt nahmen sie bereits Kurs auf das Mutterschiff, das in Höhe der Marsbahn forschte, und dabei mußten sie den Jupitermond Kallisto passieren. Gerade bei der größten Annäherung geschah es. Das erwartete Vibrieren der Antriebsaggregate blieb aus. Statt dessen wuchs die Oberfläche des Mondes schnell an. Im nächsten Augenblick hatten sie die drohende Gefahr erkannt: Das Raumschiff. wurde vom Gravitationsfeld des Kallisto eingefangen und stürzte mit rasender Geschwindigkeit unaufhaltsam auf den Trabanten zu.

Alles weitere ereignete sich in Sekundenschnelle: Die Warntöne kündigen an, daß Terry, der Pilot, auf Handsteuerung geschaltet hatte, auf dem Bildschirm flog die Mondoberfläche heran. Details hoben sich ab, wurden deutlicher und füllten bald den ganzen Bildschirm. Plötzlich, wie durch ein Wunder, drangen kurze Feuerstöße aus den Hilfstriebwerken, bremsten den rasenden Fall. Der Absturz wurde zu einem schnellen Gleiten durch die dünnen atmosphärischen Schichten, die aerodynamische Bremsung brachte die Schutzwände zum Glühen. Im Blickfeld tauchte ein ausgedehnter Talkessel auf, zerklüftete Felsen streckten drohend ihre scharfe Kanten entgegen. Aber die Berge blieben zurück, eine Ebene breitete sich bis zum Horizont aus, davor versperrte ein Hügel den Weg. Dann eine heftige Erschütterung, der Bildschirm erlosch, die Wände drehten sich. Die Decke nahm die Stellung des Fußbodens ein, sämtliche unbefestigten Gegenstände schwirrten durch die Räume und schlugen krachend auf.

Mit einemmal herrschte Totenstille. Melvin und Nevala hingen hilflos in ihren Sesseln, nur von den Sicherheitsgurten gehalten. Ihr Atem ging stoßweise. Kein Schlingern des Schiffes war mehr zu verspüren, kein Gefühl, in schwindelnde Tiefe zu stürzen. Sie waren auf dem Jupitermond gelandet. In der Tür erschien die bleiche Gestalt des Piloten. Seine Augen blickten in eine ungewisse Ferne. Fast unhörbar brachte er einen Satz über seine Lippen: “Ich habe alles verschuldet.”

Wie es zu der Katastrophe gekommen war, blieb selbst Melvin unklar. Seit der Notlandung war mit dem Piloten kaum noch ein vernünftiges Wort zu sprechen. Das schwere Schuldgefühl hatte bei ihm psychische Auswirkungen. Sicher, der Triebwerksschaden hätte von Terry viel früher erkannt werden müssen. Aber auch Nevala und er waren nicht ganz schuldlos. Sie hatten, mit wissenschaftlichen Auswertungen beschäftigt, den Piloten oft allein gelassen.

Melvin wollte diese Gedanken, die ihn täglich aufs neue beschäftigten und auch nachts nicht in Ruhe ließen, verscheuchen. Er

suchte den Himmel nach dem blauen Stern ab, doch vergebens. Die Erde war bereits hinter der mächtigen Scheibe des Jupiters verschwunden.

Melvin spürte, wie Haß in ihm aufstieg. Er konnte diese trostlose Steinwüste, die bizarren kahlen Felsen, die schmutziggrauen Farbtöne und das ewig fahle Licht des Jupiters nicht mehr sehen. Er stützte den behelmten Kopf in beide Hände und schloß fest die Augen. Es half nichts. Das Bild des Riesenplaneten wich nicht zurück, sondern verfolgte ihn weiter. Es schien sich durch ihn hindurch in sein Sehzentrum einzugraben und war nicht auszulöschen. Er preßte die Augenlider krampfhaft zusammen. Bunte Flecken tanzten ihm vor den Augen, und mitten darin schien sich noch immer die flimmernde Scheibe des Jupiters abzuheben. Blinde Wut schoß in ihm empor. Die Verzweiflung lähmte seine Sinne, siegte über die Vernunft.

Ohne zu wissen, was er tat, sprang Melvin auf, ergriff einen steinernen Brocken und schleuderte ihn mit voller Wucht in Richtung des leuchtenden Planeten. Der Stein schlug etwa zwanzig Meter weiter lautlos auf. Die Wirkungslosigkeit seiner Tat machte Melvin noch rasender. Er begann vor der gehaßten Jupiterscheibe zu fliehen, hetzte eine Geröllhalde aufwärts, strauchelte und schlug hart hin. Stöhnend richtete er sich auf, hastete weiter. Der Atem brannte in der Lunge, Schweiß strömte ihm übers Gesicht. In seinem Kopf hämmerte es wie wild: Fort von diesem schrecklichen Ort! Egal wohin, nur nicht mehr diesen Anblick ertragen müssen!

Er hatte den Gipfel des Berges erreicht. Nur noch wenige Schritte und er war von beruhigender Dunkelheit umgeben. Plötzlich verlor er den Boden unter den Füßen. Der Schritt trat ins Leere, er stürzte in eine ungewisse Tiefe. Melvin konnte einen heiseren Aufschrei nicht unterdrücken.

Mehrere Sekunden dauerte der Fall, dann folgte ein schmerzhafter Aufprall. Melvin blieb regungslos liegen, in der schrecklichen Erwartung, daß die eisige Methan-Ammoniak-Atmosphäre durch Risse in den Skaphander eindrang und ihn erstarren ließ. Sein Atem ging keuchend, der Puls hämmerte in den Schläfen, und das rechte Bein schmerzte. Doch der Tod blieb aus. Der Raumanzug hatte den Sturz in die Tiefe heil überstanden.

Durch den Absturz war Melvin wieder zu sich gekommen. Die Vernunft gewann endlich die Oberhand über seine Gefühle zurück. Wie konnte er sich nur so gehenlassen! Hatten ihn die hoffnungslose Lage und die Einsamkeit schon so weit gebracht, daß ihn seine Verzweiflung in den Tod trieb? Nein, Melvin wußte, daß es weniger das Gefühl der Einsamkeit war. Etwas anderes quälte ihn seit einiger Zeit: Er war zur Untätigkeit verdammt.

Nevala zum Beispiel war Lunologe und Techniker. Er hatte ein breites Forschungsfeld und konnte außerdem als Konstrukteur wirken, um ihr Schiffbrüchigendasein zu erleichtern. Selbst Terry in seinem Zustand war, wenn man ihm konkrete Aufträge erteilte, in der Lage, Bordapparaturen und Anlagen zu reparieren oder zweckmäßig umzugestalten. Und was konnte er dagegen, Melvin, als Psychologe und Bordarzt an sichtbaren praktischen Werten schaffen?

Vorsichtig richtete sich Melvin auf. Er lag im Schatten des Felsens, um ihn herrschte undurchdringliches Dunkel. War er eigentlich wirklich so nutzlos im Vergleich zu den anderen? Erlangte seine Arbeit als Psychologe nicht gerade in dieser Situation besondere Bedeutung? Seine Aufgabe bestand darin, den physischen und psychischen Zustand seiner Gefährten zu überwachen und alles dafür zu tun, daß zwischen ihnen keine unnötigen Spannungen entstanden und das Kollektiv nicht aus den Fugen geriet. Erforderte ihre schwierige Lage nicht ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl? Waren sie nicht jetzt mehr denn je aufeinander angewiesen? Melvin tastete am Gürtel des Skaphanders nach der Handleuchte.

Der Lichtstrahl stieß auf eine steile, rissige Felswand, die sich weit nach oben hin erstreckte. Auch auf der gegenüberliegenden Seite versperrte das Gestein den Weg. Er befand sich auf dem Boden einer engen, mehr als zehn Meter tiefen Schlucht. Es war nahezu unglaublich, daß er den Sturz überstanden hatte, ohne großen Schaden zu nehmen. Lediglich im Oberschenkel brannte ein höllischer Schmerz, der ihm jede Bewegung erschwerte.

Ein neuer Gedanke beunruhigte ihn plötzlich. Was wäre, wenn Nevala von diesem Vorfall erführe? Bisher hatte Melvin immer versucht, mit seiner erzwungenen äußerlichen Ruhe positiv auf die anderen einzuwirken. Nein, der Lunologe durfte nichts merken. Auf keinen Fall durfte er ahnen, was in Melvin vorging. Er mußte seine Schwächen bekämpfen. Ihr aller Leben hing davon ab.

Schwerfällig kroch Melvin die Schlucht entlang, die Felswände zu beiden Seiten mit dem Schein der Lampe abtastend. Es dauerte lange, bis er eine Stelle gefunden hatte, die ihm einen einigermaßen risikofreien Aufstieg gestattete. Verbissen machte er sich an die Arbeit.

II

Das Wrack des Raumschiffes hob sich deutlich als silberglänzende, an vielen Stellen beschädigte und von der Hitze des aerodynamischen

Gleitfluges verbrannte Metallkonstruktion vom schmutziggrauen Untergrund ab. Der Bug hatte sich auf dem Gipfel einer ausgedehnten und steil abfallenden Geröllhalde leicht in die Oberfläche des Berges eingegraben. Die Wohnsektion und einige Lagerräume hatten noch feste Berührung mit dem Boden, doch die Treibstoffbehälter und ein großer Teil des Antriebssystems ragten, vom Untergrund gelöst, in die Höhe. Aus großer Entfernung betrachtet, machte das Schiff den Eindruck einer langsam ansteigenden Metallrampe, deren höchster Punkt, die breiten Trichter der Antriebsdüsen, fast zwölf Meter über der Oberfläche schwebte.

Die Lage des Wracks war mehr als bedenklich. Schon eine starke atmosphärische Bewegung konnte, wenn sie den günstigsten Angriffspunkt, die Breitseite des hochragenden Antriebsteils, traf, das Schiff von der Stelle bewegen und es möglicherweise sogar die Geröllhalde hinab in das zerklüftete Tal stürzen. Zu ihrem Glück brauchten sie auf Kallisto, der ja nur eine sehr dünne Atmosphäre besitzt, weniger mit derartigen Witterungserscheinungen zu rechnen. Dennoch wurden Vorsichtsmaßnahmen getroffen und das Wrack mit einem Dutzend starker Stahltrossen im Boden verankert. Es bestand nämlich noch eine weitaus größere Gefahr. Der Jupiter übte mit seiner gewaltigen Masse auf seine Trabanten Kräfte aus, die zeitweise starke Mondbeben hervorriefen. So hofften sie, gegen seismische Bewegungen gesichert zu sein.

Melvin hatte die Geröllhalde erreicht. Er bemühte sich, beim Gehen das schmerzende Bein normal aufzusetzen, um sich nichts anmerken zu lassen. Er wollte gerade den Aufstieg zum Wrack in Angriff nehmen, als er in einiger Entfernung, etwa am Fuße der Halde, eine Gestalt wahrnahm. Sie kauerte unbeweglich am Rande der Schlucht und schien nachdenklich in die Tiefe zu starren.

War es Terry oder Nevala, der Lunologe? Melvin wollte schon den Sprechfunk betätigen, ließ jedoch nach kurzem Überlegen davon ab. Vorsichtig näherte er sich der regungslosen Gestalt.

Der Skaphander gehörte Nevala. Ohne ein Wort setzte sich Melvin neben ihn. Unmittelbar unter ihren Füßen gähnte ein gewaltiger Abgrund. Die gegenüberliegende Seite der Schlucht mochte vielleicht vier– bis fünfhundert Meter entfernt sein. Tief unten, zwischen den steilen Felswänden, bot sich ihnen ein seltsames Schauspiel. Nirgends war man bisher auf ein solches Phänomen gestoßen, wie sie es hier auf dem fernen Jupitermond Kallisto entdeckt hatten.

Die Tiefe der Schlucht ließ sich nicht ohne weiteres bestimmen. Schon nach knapp hundert Metern verhinderten dichte gelbe Nebelmassen die Sicht. Der Nebelschleier stand nicht etwa unbeweglich, nein, er wogte

unruhig wie eine dickflüssige Masse, und was das seltsamste war, er änderte sogar von Zeit zu Zeit seine Farbe, die vom satten Gelb über graue Töne bis zu schillerndem Weiß reichte. Hatte er eine helle Färbung angenommen, reflektierte er mitunter das Sonnenlicht so stark, daß seine Umgebung heller beleuchtet war als andere Gebiete. Messungen ergaben, daß die Schlucht stellenweise eine Tiefe von zweihundert bis zweihundertfünfzig Metern erreichte. Was verbarg sich unter den Nebelmassen auf ihrem Grund? Niemand wußte es. Der Lunologe hatte bisher lediglich die Zusammensetzung der Nebel bestimmen können, die aus Gasen mit großer stofflicher Dichte bestanden. Eindeutig erwiesen war, daß diese Gase nicht von selbst derartige Leuchterscheinungen hervorrufen konnten. Woher kam also die seltsame, sich laufend ändernde Färbung? Wurden die obersten Gasschichten durch unter ihnen ablaufende rätselhafte Prozesse angestrahlt? Es schien, als behüteten die dichten Nebelmassen ein großes Geheimnis.

Sie saßen noch immer am Abgrund und schwiegen. Melvin wußte, was im Innern des Lunologen vor sich ging. Nevala war ein leidenschaftlicher Wissenschaftler, der, wenn ihm eine schwierige Sache keine Ruhe ließ, Tage und Nächte hindurch über sie grübelte. Hatte er nach langer, harter Arbeit endlich eine brauchbare Lösung gefunden oder eine bedeutende Erkenntnis gewonnen, sah man ihn nie über seinen Erfolg triumphieren, obwohl er Anlaß dazu gehabt hätte. Gewöhnlich huschte nur ein befriedigtes Lächeln über sein schmales, kantiges Gesicht, und kam man nur enige Augenblicke später zu ihm, war er bereits in ein neues Problem vertieft, dessen Lösung ihn voll in Anspruch nahm. Zweifellos beschäftigte ihn jetzt das Geheimnis des “Nebeltals”, wie sie die rätselhafte Schlucht getauft hatten.

Nevala berührte Melvin leicht am Arm und machte ihn auf etwas aufmerksam. Auch er mied den Sprechfunk, als könnten ihre Stimmen die intensive Betrachtung stören. Melvins Blick folgte dem nach unten weisenden Arm und stieß auf eine Erscheinung, die ihm bisher entgangen war.

An einer entfernteren Stelle wogte der Nebel stärker als sonst, er wirbelte vielmehr. Und mitten in diesen Wirbel ergossen sich, von unten aufsteigend, weiß– und rotleuchtende Gase, die sich sofort mit dem kräftigen Gelb des großen Schleiers vermengten und ständig von neuem nachdrangen. Das farbenprächtige Schauspiel war einmalig. Aber Melvin berührte es wenig, denn alles, was er hier sah, spielte sich auf einem erdfernen, toten Himmelskörper ab. Es war eine kalte, trostlose Welt, aus der es kein Entfliehen gab und an deren Himmel die matte Riesenscheibe des Jupiters hing.

Melvin spürte, wie erneut Haß in ihm aufstieg, und er mußte all

seine Kräfte anspannen, um nicht wieder seinen Gefühlen zu erliegen. Um sich abzulenken, deutete er auf die Schalttafel an Nevalas Skaphander und schaltete sein Sprechfunkgerät ein.

"Was mag da vor sich gehen?"

"Ich weiß nicht", antwortete der Lunologe, ohne den Blick von der Erscheinung zu lösen. "Um das zu ergründen, müßte man selbst hinabsteigen."

Nevala erhob sich und deutete Melvin an, es ihm gleichzutun. Gemeinsam stapften sie die Geröllhalde aufwärts zum Wrack. Melvin ließ den Lunologen nicht aus den Augen. Vergeblich versuchte er, dessen Gesicht hinter der spiegelnden Helmschutzscheibe zu erkennen. Er bezweifelte, daß Nevala ihre schwierige Lage genauso belastete. Sicher stand für den Lunologen die Forschung im Vordergrund, die ihm hier ausreichend Beschäftigung bot. Unklar war Melvin auch, was er von Nevalas Äußerung über einen Abstieg in die Schlucht halten sollte.

"Weiß Terry schon davon?" brach er erneut das Schweigen.

"Wovon?"

"Na, von den neuen Vorgängen im 'Nebeltal'."

"Ja. Er hat es sofort bemerkt."

Es war die übliche Wortkargheit des Lunologen, die Melvin schon zur Genüge kannte. Er gehörte wohl zu den Menschen, die lieber zuwenig als überflüssiges Zeug reden.

"Und was sagt er?" fragte Melvin weiter.

"Unsinn."

"Wie soll ich das verstehen?"*

Der Lunologe schwieg einen Augenblick, dann sagte er: "Er glaubt, daß sie dort unten hausen und die rätselhaften Erscheinungen verursachen."

"Wer – die Schatten?"

"Ja."

Melvin schwieg bedrückt. Es stand wirklich schlimm um den Piloten. Seit der Katastrophe schloß er sich häufig in seiner Kabine ein, sprach mit niemandem und erschien auch nur selten, um etwas zu sich zu nehmen. Der Gedanke, daß er an dem Absturz schuld sei, war ihm nicht auszutreiben. Nur selten konnte man ein vernünftiges Wort mit ihm reden. Dann war es sogar möglich, ihn mit technischen Aufgaben zu beschäftigen. Aber leider währte diese Hoffnung auch nur wenige Stunden, danach fiel der Pilot wieder in seinen schweigsamen Zustand zurück.

Seit kurzem hatte sich sein Befinden noch verschlechtert. Es zeigten sich Symptome eines seltsamen Wahns, die besonders Melvin sehr zu schaffen machten. Terry glaubte sich manchmal von rätselhaften

Wesen beobachtet, die nach seiner Beschreibung beweglichen Schatten ähnlich wären und das Sonnenlicht fürchteten, weshalb sie sich auch nur nachts zeigen würden. Selbst als Psychologe konnte Melvin nur ahnen, welches die Ursachen für diesen merkwürdigen Zustand des Piloten waren. Vielleicht waren es die Auswirkungen des lastenden Schuldgefühls oder der hoffnungslosen Einsamkeit.

Sie hatten das Wrack erreicht, das sich, einem metallenen Koloß gleich, vor ihnen erhob, und schritten unter den Stahlseilen hindurch auf die Schleuse zu. Wegen der ungünstigen Lage des Schiffes befand sich die Luke ziemlich hoch, so daß es ihnen ständig von neuem Mühe bereitete, sie zu erreichen. Sekunden später standen sie in der engen Schleusenkammer, die sich zischend mit Atemluft füllte. Neben der Innenluke flammte ein Licht auf. Lautlos öffnete sie sich und gab den Weg ins Innere des Schiffes frei.

III

Auf dem schmalen Korridor brannten nur schwach zwei Lämpchen. Sie waren gezwungen, Strom zu sparen, da die Energievorräte bald zur Neige gehen würden.

Nevala legte Sauerstoffbehälter und Versorgungsteil ab, ließ seinen Schutzhelm achtlos in die Ecke fallen und verschwand in der Steuerzentrale. Melvin blieb allein im Halbdunkel des Ganges. Ohne Hast entledigte er sich seines Skaphanders und räumte die Sachen sorgfältig weg. An der Tür zur Kabine des Piloten blieb er stehen und lauschte. Drinnen war es ruhig. Melvin hob schon die Hand, um anzuklopfen, ließ sie dann aber wieder sinken. Er verschob die Aussprache mit Terry auf einen späteren Zeitpunkt und folgte dem Lunologen in die Zentrale.

Nevala kam gerade aus den angrenzenden Lagerräumen, über und über mit Teilen einer Bergsteigerausrüstung bepackt. Ohne eine Erklärung ging er an Melvin vorüber und verschwand in seiner Kabine. Melvin blickte ihm verwundert nach. Er beschloß, den Lunologen nach dessen Vorhaben zu fragen.

Nevalas Kabine war halb wissenschaftliches Labor und halb Abstellkammer. Zum Schlafen schien überhaupt kein Platz vorhanden zu sein. Überall, wo man seinen Schritt hinsetzte, mußte man gefaßt sein, in Reagenzgläser, Kolben oder Gefäße mit wertvollen Mineralien zu treten. An einer Wand hingen Skizzen und Karten vom Jupiter und von einigen seiner Trabanten, an der anderen befanden sich Fächer mit Chemikalien. Die Stirnwand nahm ein Bildschirm ein, der mit dem Hauptschirm in der

Zentrale und auch mit dem Bordspeicher verbunden werden konnte. Ein niedriger Tisch war mit Seilen, Eispickeln und allerlei geologischen Arbeitsgeräten bedeckt. Nevala war gerade damit beschäftigt, die Ausrüstung einer Prüfung zu unterziehen.

Melvin, der bisher schweigend in der Tür gestanden hatte, trat ein Stück näher. “Sag mal, hast du etwas Besonderes vor?” Er deutete auf die Ausrüstungsgegenstände. “Wozu brauchst du das alles?”

“Für einen Forschungsausflug.”

“Für einen Ausflug – wohin7”

Der Lunologe zögerte. Dann richtete er sich plötzlich auf. Sein Blick verriet Entschlossenheit. “Ich sage es dir offen, Melvin: Ich habe vor, in die Schlucht zu steigen.”

“Was, ins ‘Nebeltal’?” Melvin brachte die Worte mühsam über die Lippen. Er hatte geahnt, daß Nevalas Forscherdrang eines Tages über alle Bedenken siegen und er den riskanten Abstieg wagen würde.

Der Lunologe antwortete nicht.

“Das ist Wahnsinn, Nevala.”*

Melvin sah, daß der Lunologe nicht darauf reagierte. In gleichgültiges Schweigen gehüllt, beschäftigte er sich weiter mit seiner Ausrüstung.

“Begreif doch nur, das Risiko ist zu groß!”* ereiferte sich Melvin. “Die Schlucht ist mehr als zweihundert Meter tief. Der Nebel wird dir jede Sicht nehmen, und du weißt nicht einmal, was dich da unten erwartet. Versteh doch, dein Vorhaben grenzt an Selbstmord.” Und etwas ruhiger fügte er hinzu: “Im übrigen weißt du genau, daß wir kein unnötiges Risiko eingehen dürfen, solange wir auch nur die geringste Chance einer Rettung haben.”

Nevala wandte sich heftig um. “Sagtest du eben ‘Rettungschance’? Daß ich nicht lache! Wer aus allen Weiten des Alls soll uns denn hier auf diesem gottverlassenen Steinbrocken finden? Die Atmosphäre hat sich als Funkwellen absorbierend herausgestellt, das heißt, sie läßt nur Funksignale hindurch, die viel zu schwach sind, als daß sie auf der Erde oder wenigstens auf einem der Marsstützpunkte empfangen werden könnten. Hast du noch immer nicht begriffen? Unsere verzweifelten Hilferufe hört keine vernunftbegabte Seele.”

Melvin schwieg bedrückt. Diesen sarkastischen Ton hatte er bei Nevala noch nie bemerkt. Die Einsamkeit schien auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen zu sein.

“Du vergißt die Sonde”, warf er vorsichtig ein.

Der Lunologe winkte ab. “Monatelang habe ich gesessen, um unter Verwendung verschiedener Ersatzteile eine Signalrakete umzubauen und mit einem Sender auszustatten. Und der Erfolg des Unternehmens?

Fünfzehn Sekunden Sendedauer und – Exitus! Dabei bin ich mir nicht einmal sicher, daß die Antenne auch genau auf die Marsbahn ausgerichtet war."

"Aber diese kurze Zeit, diese fünfzehn Sekunden, die der Sender gearbeitet hat, sind doch eine reale Chance, etwas, auf das man hoffen kann." Melvin blickte Nevala durchdringend an, als wollte er ihm mit seinem Blick den Glauben an baldige Rettung verleihen.

"Gesetzt den Fall, daß sie den Ruf empfangen haben", entgegnete der Lunologe. "Was bedeutet das schon? Wer weiß, wann sie hier sein werden. Vielleicht wenn uns die Lebensmittel und der Sauerstoff ausgegangen sind. Und wenn sie uns nicht mehr am Leben finden, was haben wir dann vollbracht, was an wissenschaftlichen Erkenntnissen gewonnen? Was werden sie von uns denken, wenn sie merken, daß wir die Hände in den Schoß gelegt und schlummernd auf Hilfe gewartet haben? Nein, Melvin, das kannst du von mir nicht verlangen.* Ich glaube, es ist unsere Pflicht, die Situation zu nutzen und der Wissenschaft einen großen Dienst zu erweisen. Kein Mensch hat vor uns den Kallisto betreten, deshalb müssen wir die Chance wahrnehmen und ihn so weit wie möglich erforschen. Auch wenn wir manchmal einem Risiko nicht aus dem Weg gehen können."

Melvin dachte kurz nach, ehe er zu einer Entgegnung ansetzte. In seiner Stimme klang bittere Enttäuschung. "Du denkst als Wissenschaftler, Nevala, aber nicht als Mensch. Wir haben kein Recht, unser Leben für reine Forschungszwecke aufs Spiel zu setzen, solange die geringste Rettungschance gegeben ist. Du vergißt auch die Verantwortung, die wir Terry gegenüber haben. Er ist krank und kommt nicht mehr ohne Hilfe aus. Nein, Nevala, du mußt auch einmal daran denken, was aus den anderen wird, wenn einem von uns etwas zustößt. Es ist schon zu dritt nicht leicht, die Einsamkeit zu ertragen, wie sollen dann erst zwei oder gar nur einer durchhalten? Ich hoffe, du denkst darüber nach, ob dein Vorhaben wirklich unserer Pflicht entspricht."

Melvin ließ den Lunologen allein und trat ins Halbdunkel des Korridors zurück. Es hatte keinen Sinn, weiter auf Nevala einzureden. Er konnte ihn nicht zwingen, auf sein Vorhaben zu verzichten. Der Lunologe mußte selbst zu der Einsicht kommen, daß jedes vermeidbare Risiko zugleich eine Gefährdung der anderen bedeutete.

Durch ein Schott trat Melvin in seine Kabine, die direkt an den kleinen medizinischen Behandlungsraum grenzte. Kraftlos ließ er sich in den Sessel fallen. Die letzten Stunden hatten ihn sehr ermüdet. Erst der Anfall, dann der Sturz in die zehn Meter tiefe Schlucht und nun die Auseinandersetzung mit Nevala. Plötzlich spürte er auch den Schmerz im Oberschenkel wieder, an den er sich schon beinahe gewöhnt hatte. Er

lehnte sich im Sessel zurück und ließ seinen Blick durch den Wohnraum schweifen, als suchte er in der bescheidenen Kabineneinrichtung einen ihm besonders vertrauten Gegenstand.

Käme ein Fremder in diesen Raum, würde er sich wahrscheinlich über die seltsame Anordnung der Möbel und das scheinbare Durcheinander wundern. Dabei hatte eigentlich alles seine Ordnung. Nur durch die ungewöhnliche Lage des Schiffes wies die ehemalige Decke, die nun zum Fußboden geworden war, eine leichte Neigung auf und die Einrichtungsgegenstände standen kopf. Doch für Melvin waren die Bedingungen längst zur Alltäglichkeit geworden, und er konnte sich seine Kabine schon gar nicht mehr anders vorstellen.

Da er nicht wußte, was er vor dem Schlafengehen noch anfangen sollte, nahm er sich seine Tagebuchaufzeichnungen, die er regelmäßig machte, vor und wollte eine weitere Eintragung hinzusetzen. Plötzlich fiel ihm ein, daß der Lunologe vor Stunden eine unklare Andeutung gemacht hatte, die ihm fast entfallen war. Hatte er nicht von starken Temperaturschwankungen und anderen Anzeichen eines heraufziehenden Unwetters gesprochen? Auch die Mondbeben nahmen laut Messungen zu. Wenn Nevala nun die Nerven verlor und sein riskantes Vorhaben zu verwirklichen suchte! Aber Melvin verwarf diesen Gedanken wieder. Er hatte wohl zuwenig Vertrauen zu dem Lunologen. Warum eigentlich? War er jemals ernsthaft von Nevala enttäuscht worden? Nein. Weshalb machte er sich dann Sorgen um ihn?

Melvin setzte der Grübelei ein Ende. Er verschob die Tagebucheintragung auf den nächsten Tag und legte sich zur Ruhe. Obwohl er sehr erschöpft war, konnte er lange nicht einschlafen. Er lag mit geöffneten Augen und auf dem Rücken und starrte auf ein grünleuchtendes Lämpchen an der Schalttafel unter dem Bildschirm. Er hatte Angst, daß ihn die mattschimmernde Riesenscheibe des Jupiters in einem Alptraum verfolgen könnte.

IV

Sie saßen auf einer blühenden Wiese am Wald. Es war ein herrlicher Sommerabend. Die Sonne war im Begriff unterzugehen, und am blutroten Abendhimmel zogen leichte Wolkenschleier hin. Die Wärme ihrer letzten Strahlen breitete sich wohltuend auf dem Körper aus. Eine leichte Brise wiegte die Wipfel der Laubbäume; das Rascheln des Blätterdachs drang wie fernes Geflüster an ihre Ohren. Direkt über ihnen

sang mit hoher zwitschernder Stimme ein Vogel. Sie saßen, eng aneinandergeschmiegt, im kniehohen trockenen Gras und atmeten tief die klare, natürliche Waldluft. Lange Zeit blickten sie schweigend zum Horizont, wo das Abendrot langsam verblaßte und in der Dunkelheit die fernen Sternbilder aufflammten.

Plötzlich standen sie am Strand. Die Sonne schien im Zenit, und ihre Strahlen brannten unbarmherzig auf der Haut. Vor ihnen breitete sich nach allen Seiten das dunkle Blau des Ozeans aus. Leichte Wellen rollten heran, traten schäumend übers Ufer, befeuchteten den Sand und zogen sich sogleich ins Meer zurück. Eine Schar Möwen kreiste schreiend über dem Wasserspiegel und stürzte hin und wieder hinab, um einen Fisch zu erbeuten.

Hand in Hand liefen sie durch den glühendheißen Sand zur Brandung und stürzten sich in die kühlen Fluten. Unbeschwert ließen sie sich von den Wellen treiben, tauchten und schwammen, solange sie Kräfte hatten.

Auf einmal wurde er von einer vom Ufer zurückkommenden Welle erfaßt. Ohne daß er es verhindern konnte, trieb sie ihn weit aufs Meer hinaus. Er versuchte dagegen anzukämpfen, schwamm aus Leibeskräften. Vergeblich. Die Kraft der Welle war mächtiger, er konnte nichts gegen sie ausrichten. Immer weiter trug sie ihn fort. Schon weit weg, am fernen Ufer, stand Samira und rief verzweifelt nach ihm. Er wollte etwas erwidern, doch die Stimme schien ihm zu versagen.

Der Abstand zwischen ihnen wurde immer größer. Bald schimmerte das Ufer nur noch als kleiner heller Fleck in der Sonne, tauchte im Nebel unter, wurde immer verschwommener und verschwand schließlich ganz aus seiner Sicht. Die Verzweiflung gab ihm ungeahnte Kräfte. Er schwamm wie wild, doch der sonnige Strand tauchte nicht wieder auf. Statt dessen verdunkelte sich der Himmel, und das Wasser wurde eisig. Er spürte, wie seine Kräfte nachließen. Er befand sich jetzt mutterseelenallein mitten im nächtlichen Ozean. Die Furcht preßte ihm das Herz zusammen. Die Dunkelheit nahm zu, gleichzeitig wurde es immer kälter. Am Himmel leuchteten matt die Sterne. Plötzlich wurde die Wasseroberfläche in fahles unirdisches Licht getaucht. Er suchte die Ursache und schrie auf: Am Horizont leuchtete matt die Scheibe des Jupiters...

Melvin wachte schweißgebadet auf. Es war dunkel um ihn, nur ein grünes Licht glomm schwach in einiger Entfernung. Er brauchte lange, ehe ihm bewußt wurde, wo er sich befand. In seinem Kopf war eine seltsame Leere, der Oberschenkel schmerzte. Er merkte, wie heftig sein Herz klopfte, ein Angstgefühl hatte ihn erfaßt.

Melvin dachte über sein Traumerlebnis nach. Die Erinnerung an die

Erde beschäftigte ihn beinahe jede Nacht, doch dieser Traum unterschied sich stark von den anderen. Er grübelte, rief sich die Bilder noch einmal ins Gedächtnis zurück. Plötzlich fiel es ihm ein: Der Ausgang des Traums war es! Er begriff, daß dieser den Tatsachen entsprach, nein, die Wirklichkeit war sogar noch weitaus schlimmer. Diese Erkenntnis schnürte ihm fast die Kehle zu. Er spürte, wie die Angst vor der Einsamkeit nach ihm griff, von ihm ganz Besitz ergreifen wollte. Mit einem Satz sprang er von der Liege und betätigte einen Kontakt. In der Kabine flammte Licht auf.

Das vertraute Bild der Einrichtungsgegenstände beruhigte ihn ein wenig. Doch Melvin hatte Angst, daß er wieder in einen schrecklichen Traum stürzen würde. Er beschloß, auf dem Korridor ein bißchen auf und ab zu gehen, um seine überspannten Nerven zu beruhigen.

Auf dem Gang herrschte das übliche Halbdunkel. Die Beleuchtung war abgeschaltet. Nur über den Türen zu den Kabinen und neben dem Steuerraum brannten vereinzelt einige Lämpchen.

Plötzlich fiel ihm auf, daß die Decke, der Fußboden und die Wände vibrierten. Er hatte sogar das Gefühl, daß das Schiff leicht schwankte. Wenn er es bisher nur im Unterbewußtsein wahrgenommen hatte, so merkte er es jetzt ganz deutlich: Das Wrack wurde von einer unbekannten Kraft angegriffen und schlingerte hin und her. Ein stärkerer dumpfer Stoß bestätigte seine Vermutung. War tatsächlich Sturm angekommen?

Melvin überlegte, ob er den Lunologen wecken sollte. Vielleicht bestand die Gefahr, daß der Sturm so heftig wurde, daß er das Wrack aus der Verankerung lösen konnte. Während er sich nicht zu entschließen vermochte, fiel sein Blick rein zufällig auf die Wand gegenüber der Zentrale. Er erschrak. Dort hing unbeweglich ein unförmiger Schatten. Zunächst schien er leblos, doch dann begann er sich zu bewegen. Langsam kroch er auf Melvin zu. Der wich ängstlich zurück. Er begriff nicht, was hier vor sich ging. Terrys Phantastereien kamen ihm in den Sinn: "... sie sind wie Schatten, intelligente Schatten, versteht ihr!" Existierten sie tatsächlich, diese rätselhaften Kallistoaner, von denen der Pilot dauernd faselte? War es einem von ihnen gelungen, in das Wrack einzudringen?

Lautlos näherte sich der unheimliche Schatten. Melvin fiel auf, daß er sich, je weiter er auf ihn zukroch, immer mehr ausdehnte. Jetzt nahm er schon fast die halbe Wandfläche ein. Melvin glaubte zu träumen. Er schloß für einen Augenblick die Augen. Als er sie wieder öffnete, mußte er plötzlich lachen.

Der Schatten hing nach wie vor an der Wand. Nur verharrte er jetzt auf der Stelle. In der Tür zur Zentrale stand, von hinten angestrahlt, Nevala und war mit dem Verschluß des Helmvisiers beschäftigt. Das war also der unheimliche Kallistoaner. Melvin näherte sich der

Skaphandergestalt. Nach einigen Schritten stutzte er. “Terry, du?” rief er überrascht.

Der Pilot blickte kurz auf und fuhr mit gleichgültiger Miene fort, die Versorgungsbehälter umzuschnallen.

“Terry, was soll das? Was hast du vor?”

“Sie sind draußen, Melvin.”

“Wer? Wer ist draußen?”

Der Pilot hielt inne und blickte Melvin ins Gesicht. “Tu nicht so verständnislos, Melvin.* Es ist Nacht draußen. Ich weiß genau, daß sie da sind.”

“Woher willst du das so genau wissen?” Melvin wurde es immer unbehaglicher.

“Gestern abend war ich draußen”, erklärte der Pilot. “Ich habe Lichtsignale gegeben. Sie waren dagewesen, Melvin, viele waren es. Sie haben sich zu einem riesigen Schatten vereinigt und meine Lampe beobachtet. – Ich muß zu ihnen.”

“Das geht nicht, Terry, auf keinen Fall!” Melvin legte dem Piloten kameradschaftlich die Hand auf die Schulter. “Draußen ist Sturm. Du kannst das Schiff unmöglich verlassen, das ist zu gefährlich. Sei vernünftig und geh in deine Kabine. Du kannst es später versuchen, nicht jetzt.”

Melvin half Terry beim Ablegen des Schutzanzuges. Anfangs sträubte sich der Pilot, doch dann ließ er sich ohne Widerspruch in seine Kabine führen.

Als Melvin wieder auf dem Gang stand, atmete er auf. Seine Gedanken waren bei dem Piloten. Er hatte Mitleid mit ihm. Er begriff jetzt Terrys Zustand besser als je zuvor. Hatte er vorhin nicht selbst einen Schatten gesehen?

Nachdenklich schritt Melvin den Korridor entlang. Sein Blick glitt über das geschlossene Schleusenschott an der Stirnseite. Anfangs begriff er gar nicht die Bedeutung der rotleuchtenden Kontrollampe, doch dann durchzuckte es ihn wie ein Schlag: In der Schleusenkammer herrschte der atmosphärische Druck des Jupitermondes!

Ein Leck in der Schleusenwand? Ein anderer Gedanke drängte sich ihm auf. Anfangs wehrte er sich dagegen, er versuchte ihn zu verscheuchen und eine vernünftigere Lösung zu finden, doch der Verdacht kehrte mit großer Hartnäckigkeit wieder. Hatte Nevala das Schiff verlassen, um sein wahnwitziges Vorhaben zu realisieren?

Melvin glaubte noch immer an die Vernunft des Lunologen, als er die Tür zu dessen Kabine aufriß. Die übliche Unordnung empfing ihn. Von dem kleinen Tisch waren sämtliche Teile der Bergsteigerausrüstung verschwunden. Von Nevala keine Spur. Damit waren die letzten Zweifel

beseitigt: Der Lunologe hatte sich trotz seiner Warnungen und Bedenken heimlich aus dem Staub gemacht und war in die Schlucht hinabgestiegen.

Melvin spürte, wie Zorn in ihm aufstieg, sich mit großer Geschwindigkeit in seinem Gehirn ausbreitete und alle anderen Gefühle niederrang. Er verließ die Kabine, ergriff seinen Skaphander und streifte ihn hastig über. Die Hände zitterten ihm dabei. Es gelang ihm erst beim dritten Versuch, den hermetischen Verschluß zu bezwingen. Mit geübten Handgriffen warf er sich den Sauerstoffbehälter über, verband die Verbindungsschläuche mit dem Brustteil des Schutzanzugs und schloß den Helm. Fauchend ließ er die Luft in die Schleuse strömen, trat in die enge Kammer, schloß die Luke hinter sich und setzte die Vakuumpumpen in Gang. Erneut ließ ein dumpfes Beben das Raumschiff erzittern. Erst jetzt bemerkte Melvin, daß sich die Lage des Schiffsrumpfes verändert hatte. Die leichte Neigung des Fußbodens trat stärker in Erscheinung, aber nun zur anderen Seite hin. Eine gewaltige Kraft mußte das Wrack bewegt haben. Was ging draußen vor?

Endlich blinkte über dem Außenschott ein grünes Licht auf. Die Schleusenkammer hatte sich mit der Methan-Ammoniak-Atmosphäre des Kallisto gefüllt. Der Druck war ausgeglichen, und Melvin konnte die Luke öffnen.

Er ergriff das Stellrad und drehte es nach links. Vergeblich. Der Verschluß rührte sich nicht. Noch einmal versuchte er das gleiche, diesmal aber mit aller Kraft. Die Luke gab etwas nach, eine kleine Öffnung entstand. Durch den Spalt rieselte verschmutzter Ammoniakschnee und bedeckte den Schleusenboden mit einer feinen eisigen Schicht. Gleichzeitig erhob sich ein seltsames Heulen und Pfeifen. Die dünne Atmosphäre des Mondes übertrug die Schallwellen nicht nur schlecht, sondern sie verzerrte auch die Sturmgeräusche. Ein kalter Windhauch schlug Melvin entgegen. Er spürte die Kälte durch den Skaphander hindurch auf der Haut. Durch die schmale Öffnung blickte er nach draußen.

Die Landschaft machte einen düsteren Eindruck. Ein dichter grauer Vorhang verdeckte den Jupiter. Schnee und Staub wirbelten wild in der Atmosphäre; ab und zu traf ein größerer Gesteinsbrocken die Schutzwand des Wracks, und ein leichtes Zittern lief durch die Räume. Tatsächlich hatte sich die Lage des Schiffes verändert. Die äußere Schleusentür befand sich nicht mehr so hoch über der Oberfläche, sondern dicht über dem Boden, wo sie halb von Schnee und Staub verdeckt war.

Nevala mußte wahnsinnig geworden sein. Wie konnte er nur bei diesem Unwetter zur Schlucht aufbrechen! Mit Anstrengung vergrößerte Melvin die Öffnung und zwängte sich hindurch. Eisige Kälte empfing ihn. Die Skaphanderheizung kämpfte dagegen an, dennoch fiel die Temperatur

im Innern des Schutzanzuges auf unter null Grad.

Melvin machte ein paar unsichere Schritte und wurde sofort von einer starken Windbö erfaßt. Er taumelte, hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen. Bei jedem Schritt versank er knietief im Schnee und Staub. Er konnte in dem dichten Staubnebel kaum etwas erkennen. Wie in einem Alptraum kroch er die Geröllhalde hinab, wich größeren Gesteinsbrocken aus, strauchelte weiter, die Arme schutzsuchend nach vorn gestreckt. Er nahm die Umgebung gar nicht wahr, seine Gedanken schienen vor Kalte erstarrt zu sein. Er wußte nicht, was ihn durch diese Hölle immer weiter vom Wrack wegtrieb. Vielleicht die Angst um das Leben des Lunologen oder nur die blinde Verzweiflung, daß er die Einsamkeit ohne Nevala nicht mehr ertragen könnte.

Er vermochte nicht zu sagen, wie lange er sich schon durch das Unwetter schlug, als er plötzlich am Rande der Schlucht stand. Er legte sich flach auf den Boden, damit ihn keine Windbö erfassen und hinunterstürzen konnte, beugte sich vorsichtig über den Abgrund und starrte in die Tiefe. Die gelben Nebelmassen wurden zum größten Teil vom dichten Schneetreiben verdeckt, doch ließ der Sturm einmal einen Augenblick nach, zeigte sich dort ein faszinierendes Bild.

Die Schlucht glich einem brodelnden Kessel. Die Nebel wogten, wirbelten ineinander, sanken in die Tiefe, aus der sie nur wenige Sekunden später wieder emporschossen, um erneut in das entfesselte Brodeln einzugreifen. Melvin wurde das Gefühl nicht los, daß er vor sich ein riesiges unirdisches, aber lebendiges Geschöpf sah, ein phantastisches Wesen, das vom Unwetter zum Leben erweckt worden war und das nun seinen gasförmigen Körper hin und her wandte und von Zeit zu Zeit einen seiner nebelartigen Fühler in die Höhe streckte. Doch die Angst um den Lunologen verscheuchte den unsinnigen Eindruck. Wenn Nevala in diese Hölle hinabgestiegen war, kam jede Hilfe zu spät.

Melvin blickte sich vergeblich nach der Gestalt des Lunologen um. Er hastete am Abgrund entlang und suchte fieberhaft nach Spuren. Doch der Sturm hatte sie sicher längst beseitigt. Ein Gedanke gab ihm neue Hoffnung: Vielleicht hatte Nevala das Sprechfunkgerät eingeschaltet, und er konnte ihn über UKW erreichen.

Er betätigte sein Sendegerät, sprach mit zitternder Stimme ein paar Brocken ins Kehlkopfmikrofon und lauschte gespannt. Er hörte seinen eigenen Atem, das Fauchen und Heulen des Windes, sonst nichts. Er versuchte es noch einmal, schrie, daß es ihm in den Ohren widerhallte, und wartete ungeduldig. Nichts. Entweder hatte der Lunologe sein Sprechfunkgerät blockiert, oder er war nicht mehr in der Lage zu antworten. Erschöpft und vor Kälte halb erstarrt, kehrte Melvin ins Wrack zurück.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Pilot ruhig in seiner Kabine schlief, ging er in den Steuerraum, um sich aufzuwärmen. Ihm war elend zumute. Als Arzt und Psychologe hatte er die Verantwortung für die Besatzung. Er war ihr nicht gerecht geworden. Er hatte Nevala nicht zu überzeugen vermocht. Stöhnend ließ er den Kopf in beide Hände sinken und schloß die Augen. Mehr denn je ergriff ihn das schreckliche Gefühl der Einsamkeit.

Auf einmal, Melvin wußte nicht, wie lange er schon so vor sich hingedöst hatte, kam ihm zu Bewußtsein, daß um ihn herum irgend etwas geschah. Das Schiff wankte nach wie vor im Sturm, in der Zentrale war alles unverändert. Aber da war noch etwas anderes, ein seltsamer Ton. Ein Ton, den er schon seit einer Ewigkeit nicht mehr vernommen hatte, den er aber gewiß gut kannte.

Melvin hob verwundert den Kopf. Jetzt hörte er das Geräusch ganz deutlich. Ein langgezogener hoher Summton war es. Er überlegte, was dieser wohl zu bedeuten habe. Doch die Gedanken krochen so träge, so schwerfällig dahin, daß er es schließlich sein ließ, zumal das Geräusch urplötzlich verstummte.

Nach kurzer Zeit vernahm er eine seltsame leise Stimme. Sie drang undeutlich, wie aus weiter Ferne, an sein Ohr, versuchte, in sein Bewußtsein zu gelangen. Aber Melvin kämpfte dagegen an. Egal was es war, er wollte seine Ruhe haben, seine Nerven waren überspannt. Doch die Stimme ließ sich nicht verdrängen. Hartnäckig kam sie immer wieder, versuchte sich erneut in ihn einzuschleichen. Seltsam, sie rief in Melvin irgendwelche Erinnerungen wach.

Die Stimme wurde lauter und deutlicher. Melvin hielt sich die Ohren zu. Er glaubte, mit offenen Augen zu träumen, denn derjenige, der da sprach, war nicht Terry, auch nicht Nevala, der es ja gar nicht sein konnte. Es war eine Frau. Hatte ihn die Einsamkeit so weit gebracht, daß er unter Halluzinationen litt?

Plötzlich rieselte ihm ein Schauer über den Rücken. Er hatte einen Wortfetzen verstanden, der ihn aufspringen ließ. Sofort war er hellwach. Sein Gehirn nahm die Tätigkeit wieder auf. Die Worte, die seit einiger Zeit auf ihn eindrangen, formten sich zu Sätzen, die Sätze ergaben einen Sinn. Einen Sinn, der ihm im ersten Moment den Atem raubte. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß der Summton von vorhin das Rufzeichen der automatischen Empfangsanlage gewesen war, daß die Stimme nicht aus dem Wrack, auch nicht vom Jupitermond, sondern aus dem All kam. Klar und deutlich vernahm er nun jedes Wort: "'Xenon 7' ruft Kallisto! 'Xenon 7' ruft Kallisto! Haben Jupiterbahn passiert... Nehmen Kurs auf Kallisto... Bereitet Landeplatzmarkierung vor... 'Xenon 7' ruft Kallisto! Entfernung..."

Melvin glaubte an einen Traum. Er wollte den Spuk verscheuchen, aber die Stimme blieb. Deutlich, nur von kosmischen Störgeräuschen begleitet, schwang sie im Raum. Am Armaturenbrett leuchtete ein grünes Quadrat, das die Empfangsbereitschaft anzeigte.

Die Gewißheit, daß alles, was um ihn herum geschah, Wirklichkeit war, schoß in ihm empor. Vor Erregung bebte er am ganzen Körper. Er hielt es nicht mehr länger im Steuerraum aus. Er wollte die Freude über die Rettung mit jemandem teilen.

Mit wenigen Sätzen war Melvin in Terrys Kabine. Er rüttelte den Ahnungslosen wach, packte ihn an den Schultern und schrie: "Wir sind gerettet, Terry! Man hat unsere..., unsere Koordinaten! Die Sonde... Nevala ist großartig! Das Rettungsschiff..., sie sind schon auf der Jupiterbahn..."

Melvin hatte Tränen in den Augen. Er war glücklich. Auf einmal bemerkte er, daß der Pilot keine Miene verzog. Nicht die Spur von Begeisterung spiegelte sich in seinem Blick. Seine großen dunklen Augen blickten kalt und teilnahmslos.

Melvin wurde unsicher. "Sag maI, Terry, freust du dich denn nicht auf unsere Rückkehr zur Erde?"

Der Pilot sah ihn feindselig an. "Nein", sagte er kalt, "ich werde vorläufig nicht zur Erde zurückfliegen. Ich bleibe hier, bis ich meine Aufgabe erfüllt habe."

"Terry, du weißt nicht, was du sagst. Von was für eine Aufgabe redest du?"

"Wir müssen Verbindung mit ihnen aufnehmen, Melvin. Das ist unsere menschliche Pflicht, verstehst du. Wir..."

"Terry...!" Melvins Lippen bebten. Er wußte, was der Pilot damit meinte.

"Die Arbeit macht Fortschritte, begreifst du? Bald, sehr bald werden sie antworten. Ich darf nur nicht aufgeben. Ganz bestimmt werden sie antworten. Ich kann nicht zurück, Melvin, ich muß hierbleiben..."

Melvin schnürte sich das Herz zusammen. Armer Terry! Die Verzweiflung trieb ihn, noch einen weiteren Versuch zu unternehmen. "Hör zu, Terry! Du erinnerst dich doch an unseren letzten gemeinsamen Urlaub, an den herrlichen Sommer am Mittelmeer, nicht wahr? Wir waren mit dem Segelboot draußen, sind um die Wette geschwommen und haben nach Austern getaucht. Das Wasser war herrlich. Damals lerntest du Rita kennen. Denk daran, sie ist allein und wartet auf dich. – Hast du das alles vergessen, Terry?"

Mit klopfendem Herzen beobachtete er das Gesicht des Piloten. Für einen Moment glaubte er, einen Funken Freude in ihm zu entdecken, doch er mußte sich wohl getäuscht haben. Terrys Blick verriet Verachtung.

“Nein, Melvin, du kannst mich nicht verführen”, sagte er schroff. “Ich weiß, ihr glaubt mir nicht. Ihr haltet mich für krank. Aber ich kenne die Ursache eurer Haltung und kann euch deshalb verzeihen. Ihr fürchtet euch vor dem Unbekannten, vor dem Ungewöhnlichen. Ihr wollt nicht an die Schatten glauben, weil ihr euch einfach nicht traut. Nun, ich werde euch von ihrer Existenz überzeugen. Gerade deshalb bleibe ich hier.”

Melvin ließ den Piloten los. Eine unbekannte Kraft preßte ihm das Herz zusammen. Die Kehle war ihm wie ausgetrocknet. Er brachte keinen Laut mehr hervor. Mühsam schleppte er sich auf den Korridor. Auf einmal befiel es ihn mit ganzer Macht. Der Anfall schüttelte seinen Körper. Die Beine wollten ihm den Dienst versagen. Wie lange hatten sie gehofft, wie schwer war es ihnen gefallen, daran zu glauben, und wie sehr hatten sie den Augenblick herbeigesehnt! Jetzt war er da. Doch zu spät. Welchen Sinn hatte denn die Rettung? Terry war geisteskrank, Nevala in der Schlucht verunglückt. Wie sollte er, Melvin, als Arzt, und Verantwortlicher für die Besatzung Samira und den anderen Menschen unter die Augen treten, wenn er als einziger halbwegs normal zurückkehrte?

Melvin wankte zur Zentrale. An der Tür blieb er stehen, breitbeinig, schweißüberströmt, und klammerte sich an den Türrahmen. Aus dem Lautsprecher drang noch immer die gleiche weibliche Stimme, klar und deutlich: “...ruft Kallisto! Haben Jupiterbahn passiert... Nehmen Kurs auf Umlaufbahn... Entfernung...”

Melvins Freude über die Rettung war restlos verflogen. Er hob die Hände und hielt sich mit aller Kraft die Ohren zu.

V

Der Sturm hatte stark nachgelassen. Melvin verließ, von oben bis unten mit Leuchtkörpern bepackt, die Schleuse. Es war heller geworden. Die Sonne stand ziemlich hoch. Die Scheibe des Jupiters hatte sich hinter dem Wrack verkrochen. Nur selten kam noch ein bißchen Wind auf, der jedoch harmlos war gegenüber dem Unwetter, das er vor wenigen Stunden erlebt hatte.

Vorsichtig stieg Melvin die Geröllhalde hinab, bemüht, nichts aus den Armen zu verlieren. Sein Ziel war die Ebene, die sich fünfhundert Meter von hier entfernt fast bis zum Horizont erstreckte. Dort wollte er die Leuchtkörper aufstellen und damit den Landeplatz für die Rettungsmannschaft kennzeichnen.

Schon nach wenigen Metern hielt er inne und drehte sich uin. Das

Wrack hob sich deutlich vom Untergrund ab. Aber die Lage...! Melvin stockte der Atem. Das konnte doch unmöglich der Sturm allein verursacht haben!

Das Heck mit dem Antriebsteil hatte sich gesenkt und hing bedrohlich weit über der steil abfallenden Geröllhalde. Dafür hatte sich der Bug, der bisher fest im Gipfel des Berges gesteckt hatte, herausgehoben. An der Seite waren zahlreiche Stahlseile aus der Verankerung gerissen. Das Wrack machte so stark den Eindruck, jeden Augenblick den Hang hinabzurollen und in die Tiefe der Schlucht zu stürzen, daß es Melvin kalt über den Rücken lief.

Sein Blick fiel auf den Boden rings um das Schiff, und er bemerkte unzählige feine Risse und Spalten. Etwas entfernt klaffte eine schmale tiefe Öffnung in der Oberfläche, die in mehreren Verzweigungen die Geröllhalde hinablief. Mondbeben! ging es Melvin durch den Kopf. Das also war jene geheimnisvolle Kraft, die das Wrack bewegt hatte und weitaus gefährlicher war als die des Sturmes. Sie mußte gewirkt haben, während er fest in seiner Kabine geschlafen hatte. Aber wie war es nur möglich, daß sich das Schiff überhaupt noch auf dem Kamm des Berges hielt? Da entdeckte er, daß der Rumpf an der empfindlichsten Stelle von zusätzlichen Stahltrossen gehalten wurde, die tags zuvor noch nicht dagewesen waren.

Melvin machte instinktiv einige Schritte auf das Wrack zu. Plötzlich stutzte er erneut: Neben der Schutzwand waren Haken in den Boden getrieben, die ein Seil spannten. Ein Gedanke ließ sein Herz schlagen: War Nevala vielleicht...? Er folgte dem Seil, das etwa zehn Meter von der Schleuse entfernt am Schiffsrumpf befestigt war. Weshalb hatte er es eigentlich nicht schon bei seinem Ausstieg während des Unwetters entdeckt? Ach ja, die Dunkelheit!

Das Seil verlief ungefähr fünfundzwanzig Meter am Wrack entlang und führte dann steil in die Höhe, wo es an der Antenne oben auf dem Schiffsrumpf befestigt war. Genau an dieser Stelle sicherten zusätzliche Stahltrossen das Wrack. Kein Zweifel, das war das Werk des Lunologen! Melvin schöpfte neue Hoffnung. Fieberhaft suchte er nach weiteren Spuren. Nevala mußte doch Maschinen und Werkzeuge benutzt haben. Ein Mensch allein konnte nur mit Mühe eine solche Stahltrosse bewegen.

Dort! Melvin ließ die Leuchtkörper fallen und lief ein Stück am Raumschiff entlang. Die Luke zum Laderaum war halb geöffnet. Maschinen und Vorrichtungen lagen am Boden. Melvin blickte sich um. Etwas entfernt blitzten Werkzeuge in der Sonne, und noch ein Stück weiter stieß er auf die leblose Gestalt des Lunologen.

Nevalas Skaphander war zum Teil von Staub und Ammoniakschnee bedeckt. Melvin beugte sich über ihn. Vorsichtig

entfernte er die Reifschicht vom durchsichtigen Helmglas und erblickte darunter das vor Kälte erstarrte Gesicht des Lunologen. Er hatte die Augen geschlossen und auf der Stirn klaffte eine Platzwunde. Deutlich sah Melvin, wie ein leichtes Zucken über das Gesicht lief, wenn Nevala atmete. Es bestand kein Zweifel: Der Lunologe war am Leben. Eine starke Windbö mußte ihn vom Wrack geweht haben. Dabei war er so unglücklich gestürzt, daß er mit dem Helm aufstieß und dabei das Bewußtsein verlor. Die Kälte hatte ihn nicht wieder zu sich kommen lassen. Ohne noch mehr Zeit zu verlieren, packte Melvin die regungslose Gestalt und schleppte sie ins Schiff.

Nevala lag im medizinischen Behandlungsraum und schlief. Melvin hatte ihn bereits untersucht. Die Diagnose war zufriedenstellend. Der Lunologe war zwar noch nicht wieder bei Bewußtsein, Lebensgefahr bestand jedoch nicht. Die furchtbare Kälte hatte ihm stark zugesetzt. Melvin brauchte lange, um die Durchblutung wieder richtig in Gang zu bringen. Doch das würde schon alles werden. Leise, als wollte er den Lunologen nicht aufwecken, verließ Melvin den Raum und trat auf den schwach erleuchteten Korridor. Er war froh, daß ihre Robinsonade noch ein glückliches Ende gefunden hatte. Dennoch war er auch wütend auf sich selbst. Wie hatte er sich nur so schwer in Nevala täuschen können? Er hatte ernsthaft angenommen, daß der Lunologe die Nerven verloren hätte und in die Schlucht gestiegen wäre. Sicher hatte er tatsächlich vorgehabt, das ‘Nebeltal’ zu erforschen. Das war bei ihrer Auseinandersetzung deutlich zum Ausdruck gekommen. Aber waren sie nicht beide auf Grund ihrer Situation äußerst reizbar gewesen? Wenn er zum Beispiel an seinen Gefühlsausbruch dachte... Aber schließlich hatten bei ihm wie auch bei Nevala die Vernunft und das Verantwortungsgefühl die Oberhand erlangt, und das war ausschlaggebend. Er hatte in entscheidender Stunde den Glauben an den Lunologen verloren. Dabei hatte Nevala, während er schlief, das Schiff vor der gewaltigen Kraft des Unwetters gerettet und sie vor dem Sturz in die Tiefe bewahrt... Warum bloß hatte ihn Nevala nicht geweckt und es im Alleingang gewagt? Wollte er, daß sich kein anderer der Gefahr aussetzte?

Melvin streifte sich erneut den Skaphander über, um endlich den Landeplatz mit den Signallichtern zu markieren, als ihn ein hoher Summton in die Zentrale rief. Aus dem Lautsprecher der Empfangsanlage ertönte die ihm wohlbekannte Stimme: “‘Xenon 7’ ruft Kallisto! Haben Umlaufbahn erreicht... Erbitten Landemarkierung... ‘Xenon 7’ ruft...”

Melvin hörte die letzten Worte schon gar nicht mehr. Er weilte in Gedanken bereits auf der Erde. Er bemerkte nicht einmal, wie ihm Freudentränen in die Augen stiegen. Er lauschte nur dem zarten Klang der Stimme. Erstmalig brachte sie ihm die Gewißheit, daß der schwere Kampf

gegen die Einsamkeit nicht umsonst gewesen war.

1976

Rolf Krohn

DIE JÄGER

Vor vielen Jahren starben die Saurier aus. Vielleicht ist es schade, daß sie so plötzlich vergingen; sie wären gewiß eine interessante Bereicherung der irdischen Fauna. Jedenfalls sind sie dahin, und nur selten taucht die Hypothese auf, daß hier und da noch eines der Reptilien überlebt haben soll; ob nun im Loch Ness oder in den Dschungeln Innerafrikas, das ist belanglos.

Die Riesenechsen sind also passé... Aber warum starben sie eigentlich aus? Diese Frage ist ungeklärt, und die Theorien dazu sind ebenso bunt und so monströs wie die damalige Vielfalt der Saurier selbst. Da gibt es die einen, die sagen, die Riesenreptilien wären so schlagrührend dumm gewesen, daß sie an der eigenen Idiotie zugrunde gingen. Die anderen stellen tiefsinnige Betrachtungen darüber an, ob die Änderung des Erdmagnetfeldes am Vergehen eines blühenden Zweiges der Tierwelt schuld war. Noch andere geben dem Klima die Schuld, wieder andere den oft berufenen Exoterristen und tausend anderen Faktoren.

Das Dumme ist nun, daß ich sehr genau weiß, warum die lieben Tierchen untergingen. Ich kenne die Schuldigen – wir selbst sind es. Wir haben die Saurier ausgerottet! Wir!

"Sie mochten einen Saurier schießen?"

"Deshalb bin ich ja hier."*

"Gewiß – wir haben nichts dagegen, im Gegenteil.* Nur, sehen Sie, die Sache ist die – ein solches Unterfangen ist nicht billig." .

"Das ist mir bekannt. Was kostet es?"

"Siebzigtausend pauschal für kleinere Echsen. Bei Großsauriern wird je Tonne Gewicht oder je Meter bezahlt. Im Schnitt kostet ein Brontosaurus vier– bis fünfhunderttausend."

Ich schluckte leicht, vermied es aber, ein bestürztes Gesicht zu zeigen. Mit gelassener Miene zog ich das Scheckheft. "Bitte sehr. Nehmen wir eine Wasserechse – haben Sie etwas extra Schönes bei der Hand?"

Der Mann suchte in einem Karteikasten und hielt mir zwei Fotos von gigantischen Plesiosauriern hin. "Bitte schön. Monströser geht es kaum noch, nicht wahr?* Aber wünschen Sie sich selbst Glück. Allzuviel ist nicht mehr da."

"Wieso?"

"Das wird man Ihnen im Büro bei der Einweisung sicher viel

besser erklären können. Da Sie fragen, jagen Sie gewiß zum erstenmal. Man wird Sie instruieren."*

Ich nickte, sah auf den Anhang zum Foto und schrieb den Scheck über die gewünschten dreihundertvierundachtzigtausend Kredite aus.

Der Angestellte nahm das Papier entgegen und bedankte sich. Sodann füllte er einige Formulare aus, ließ mich etliche Reverse unterschreiben und erklärte mir, ich möge jetzt in dies Büro da gehen.

"Und wieso ist die Gesellschaft offiziell nicht zugelassen?"

"Nicht doch, nicht doch! Das ist ein Mißverständnis. Unsere Company ist zugelassen. Wir dürfen nur keine Werbung betreiben."

"Ach so! Und wie funktioniert der Spaß nun?"

"Ja", begann eine freundliche Dame etwas nachdenklich – aber das war sicher ein Teil des einstudierten Textes – "im Prinzip schicken wir jeweils eine Jagdgruppe in die Vergangenheit zurück. Natürlich mit einer Zeitmaschine. In solch einer Gruppe sind alle die beisammen, die zur gleichen Zeit irgend etwas jagen wollen."

"Und wenn nun gerade jetzt niemand weiter Saurier jagen will?"

"Es gibt sehr viele Jäger. Sehr viele! Wir haben Mühe, die Saurier für Sie zu finden. Bedenken Sie: Seit zehn Jahren finden Jagden statt. Die Zahl der Jäger nimmt ständig zu, obwohl die Preise auf staatliche Weisung drastisch angehoben wurden. Wir unterstehen der Aufsicht, aber in Amerika gibt es freiberufliche Safariverbände, die drauflosschießen und keine Schutzzonen beachten!"

"Es gab doch Millionen und aber Millionen Saurier!"

"Stimmt, doch die wenigsten wurden so groß, daß der Abschuß lohnenswert ist. Wollen Sie ein Jungtier jagen?"

Das wollte ich selbstverständlich nicht, und mir wurde die Problematik klar, ausgewachsene Exemplare zu finden, wenn alle nur solche suchten. Ein tonnenschwerer Saurier ließ sich überdies nicht verstecken und für später aufheben.

"Deshalb auch die enorm hohe Luxussteuer. Die Zeitmaschine arbeitet sehr billig, *sie* würde diese Preise nicht erklären."

Ich verstand und antwortete nichts.

"Wenn Sie beispielsweise in die Jurazeit reisten und dort ein Krokodil abschießen möchten – das ginge sofort und kostete nur wenig. Doch niemand tut es, denn es gibt diese Tiere auch heute noch. Anders liegen die Dinge nun mal bei den Riesenechsen, Riesenechsen..."

"Ich begreife", murmelte ich. "Gut, und wie läuft alles ab? Ich steige hier in die Maschine, ja? Dann werde ich mit den anderen in die Vergangenheit befördert... und dann?"

"Die Jagdleiter begleiten Sie zu den ausgesuchten Tieren. Ohne sie würden Sie diese kaum finden – die Gegend ist ja Wildnis. Sie können das

Tierchen dann schießen und kehren danach zur Zeitmaschine zurück. Sind alle da, geht's zurück, und Sie landen wieder hier."

"Hm. Und wenn ich..., ich meine, es konnte mir ja etwas passieren – angenommen, ich treffe nicht richtig..."

"Ihnen kann nichts geschehen."

"Wie meinen Sie das? Wenn der Saurier mir mit der Pranke über den Kopf haut..., ob ich das überstehe..."

"Sie sind nicht selbst dort – nur Ihre Projektion. Aber das ist ein technisches Detail. Die Folge wäre lediglich ein Nervenschock für Sie. Selbstverständlich würde Ihre Projektion zerfetzt."

"Und ich...?"

"Was passiert Ihnen, wenn man ein Foto von Ihnen verbrennt? – Na also!"

CTS stand in großen Lettern auf dem Eingang. Das hieß in vollem Wortlaut Cutter-Transfer-Sender. Wir wußten es, aber alle sagten stets nur CTS.

Die riesige Silberkugel nahm die Gruppe auf: einundzwanzig Jäger, dazu ebenso viele Leute als Begleitpersonal. Die Tür schloß sich, die Maschine lief an, leicht zitternd wanderten wir in Sekundenbruchteilen durch die Jahrtausende zurück. Die Automatik war eingestellt, sie brachte uns exakt an die rechte Stelle.

Wir stiegen auf einer großen Wiese aus, die von riesigen Palmen umgeben war. Ganz in der Nähe fielen schroffe Felsen zu einer Meeresbucht ab. Ich sah mich neugierig um – in der Tat, im blauen Wasser schwammen zwei große Plesiosaurier herum und jagten einander. Mein Begleiter nickte, als ich ihn ansah. "Ja, das ist Ihre Beute, wenn Sie sie treffen."

"Ich hoffe das. Wie ist es mit der Durchschlagkraft der Kugeln?"

"Sie reicht aus. Es ist ein besonderes Material, in wenigen Jahren wird es zerfallen sein. Wir dürfen doch die Vergangenheit nicht beeinflussen."

"Soso". Es interessierte mich herzlich wenig, woraus die Geschosse nun wirklich bestanden. Meinetwegen hätten sie auch aus Uran sein können.

"Dann wollen wir mal! Bitte Uhrenvergleich! Es ist jetzt zwölf Uhr, vier..., nein, fünfzehn Minuten. Alles bereit? Dann Weidmanns Heil!"

Wir hatten den kürzesten Anmarsch. Ein Dicker – er wollte den zweiten Plesiosaurus schießen -, zwei Jagdleiter und ich, zu viert kletterten wir den Felshang hinab, um den Küstenstreifen zu erreichen. Gelegentlich

waren Umwege nötig; das Gelände erwies sich als unwegsam.

"Ich glaube, wir sollten uns auf jenem Vorgebirge einnisten. Die Saurier schwimmen nahe daran vorbei – von da wäre der Schuß sicher anzubringen", sagte einer der Jagdleiter.

Wir wichen ein wenig von der bisherigen Richtung ab. Bald hatten wir uns den Klippen des Kaps so genähert, daß wir kriechen mußten, damit uns die arglos spielenden Plesiosaurier nicht entdeckten. Es waren zwei stattliche Tiere, jedes vielleicht dreißig Meter lang, wovon etwa die Hälfte auf den Schlangenhals entfiel.

Die Saurier unterbrachen ihr gleichmäßiges Kreisen. Eines der Tiere wandte den furchtbaren Kopf und blickte zu uns herüber. Da knallte auch schon der Schuß des Dicken. Offenbar hatte er nicht getroffen; aber wenn ich jetzt meine Beute nicht auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen wollte, mußte ich aus der noch ungünstigen Position schießen. Ich zielte kurz und zog den Abzug durch.

"Mein" Plesiosaurus begann in wildem Zickzack zu schwimmen, ich hatte ihn getroffen. Nach dem zweiten Schuß bäumte sich das gewaltige Tier hoch auf. Wie eine riesige Fontäne strebte es aufwärts, brach mit einem furchtbaren Donnern zusammen und peitschte schwächer werdend das Wasser mit den mächtigen Flossen. Dann lag es still auf der Seite.

Inzwischen hatte auch mein Kollege noch einmal geschossen. Aber er brauchte noch zwei weitere Kugeln, um seine Beute zur Strecke zu bringen.

Wir ließen uns neben den ans Land getriebenen Tierleibern fotografieren. Eine Jagdtrophäe mitzunehmen war nicht gestattet; das hätte eine Korrektur der Vergangenheit bedeutet. Aber sicher sah man selbst solch ein Bild nicht alle Tage – den Menschen des dritten Jahrtausends neben dem Riesensaurier der Kreidezeit!

Dann machten wir uns auf den Heimweg. Wir brauchten uns nicht zu beeilen; die anderen Jäger würden schwerlich so rasch zurückkommen.

Es verging ein reichliches Jahr, bis ich wieder so viele Kredite übrig hatte, um noch einmal ein solches Biest zu erlegen. Gut, es ist Vergeudung, wenn man es genauer betrachtet;* aber haben Sie schon mal einen Saurier geschossen? Haben Sie die namenlose Befriedigung gespürt, diese unförmige Fleischmasse reglos daliegen zu sehen? Ich fand es besonders..., nun ja, besonders erhebend, den Menschen als Sieger über die Riesenechse zu erleben.

Kurz, ich warf einen Blick auf den neuesten Kontoauszug und ging zu jener Company. Der Angestellte im Büro erkannte mich natürlich nicht,

aber ich erkannte ihn wieder. Er fragte nach meinen Wünschen, ich sagte sie ihm. Darauf warf er einen Blick in die Kartei.

"Ach..., das ist ja ein Zufall! Sie hatten doch am fünften Juli vorigen Jahres zwei Plesiosaurier geschossen, nicht wahr?"

"Nur einen! Aber ich war in einer Gruppe, von der die beiden Saurier erlegt wurden, das ist richtig."

"Wissen Sie, daß wir seither keinen jagdbaren Plesiosaurus mehr gefunden haben? Unsere Kollegen in den anderen Firmen entdeckten zwar noch ein paar, aber viele waren es nicht, und seit dem dritten September ist der Plesiosaurus gestrichen. Es gibt keine mehr. Ausgerottet!"

1976

Rolf Krohn

CORA

Ich erwachte mit wütenden Schmerzen in der Brust. Neben meinem Bett stand ein Medicomat und reichte mir etwas zu trinken. Der Schmerz ließ nach und war bald nur noch ein störender Druck im Kopf und in der Rippengegend.

Mühsam versuchte ich, mich zu erinnern. Was war denn geschehen? Ach ja... Mein Auto – aus der Spur gesprungen und gegen einen Baum...

Ein eisiger Schreck durchzuckte alle Nerven.

"Wo ist Cora?" keuchte ich.

Der Medicomat schwieg, er war für solche Fragen nicht programmiert. Doch ich sagte mir wenig später selbst, daß sie gar nicht neben mir liegen konnte. Die Frauenabteilung befand sich zweifellos woanders.

Überhaupt, Verkehrsunfälle sind heutzutage nicht mehr tödlich – wenigstens höchst selten, seitdem wir die moderne Medizin haben. Damit beruhigte ich mich wieder. Später...

Die Schlafmittel ließen mich ruhen und dämmern. Erst nach mehreren Tagen durfte ich Fragen stellen. Ich rief den Arzt.

Er hörte mich schweigend an und zuckte nur mit den schwarzen Brauen, als ich ihn bat, sich nach Coras Gesundheitszustand zu erkundigen. Dann forderte er telefonisch die Unterlagen über den "Unfall Nummer 204-800" an.

Bis sie kamen, gab er sich zuversichtlich. Als er die Fotos zur Hand nahm, stutzte er.

"Ach..., Sie sind das...", murmelte er, auf einmal sichtlich verlegen. Ein merkwürdiger Blick traf mich.

"Doktor, was ist passiert? Machen Sie mir keine Angst!"

Er hielt mir einige Farbbilder hin, die wohl die Verkehrskontrolle angefertigt hatte. Andere – vermutlich zeigten sie mich – behielt er und steckte sie in die Brusttasche.

Das Auto war arg zertrümmert, es hatte sich gewissermaßen in den Baum verbissen. Ob..., nein, auch mir war ja kaum etwas passiert! Es mußte gut abgegangen sein. Es mußte! Aber warum umging er dann eine konkrete Antwort?

"Wo ist meine..., das heißt, wo ist Cora?"

Der Arzt hob wieder die Augenbrauen. Dann suchte er aus den Bildern eines heraus. "Hier – sieht nicht gut aus. Es dürfte sich kaum

lohnen, etwas zu unternehmen."

Sein Tonfall brachte mich fast zur Raserei. Kaum lohnen? Das sagte ein Arzt?

Indes – das Bild war grauenhaft. Ihre goldblonden Locken verdeckten das Gesicht; vielleicht hatten auch nur mitleidige Hände sie darübergelegt. Der metallfarbene Rock blitzte fleckig. Trümmerstücke bedeckten sie, und ein Stahlteil war ihr tief in die Brust gedrungen.

"Aber Sie haben sie doch..."

"Wie immer. Wir warten ab."

Es verschlug mir die Sprache. Worauf denn *noch* warten? Bis sie tot war? War er verrückt geworden, oder träumte ich?

"Schauen Sie sich das an", bemerkte er, "*eine* Operation würde nicht ausreichen. Aufwand und Nutzen gegeneinander abgewogen – ich weiß nicht..."

Das Foto, auf das er deutete, zeigte ihren Kopf von hinten; ich wußte, das geschieht nur, wenn Chancen bestehen, den Verletzten zu retten. Der Schädel war geöffnet: eine sauber ausgeführte Trennung durch den Arzt. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ja..., aber...!

Entsetzt starrte ich auf neuroelektrische Schaltkreise im Schädel und auf die Neuralfäden, die zu einem dreistufigen Direktor führten...

Ich sank auf die Kissen. Ein dreistufiger...

Ein schwarzes Meer schlug über mir zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, saß der Arzt neben meinem Bett. Sein Blick hatte sich verändert, er schaute mich prüfend an, vielleicht auch mitleidig.

"Überlegen Sie es sich gut!"* sagte er. "Wenn Ihnen an der Kleinen wirklich etwas liegt..., ich meine, wenn Sie sie brauchen, verstehen Sie... In diesem Fall würden wir sie operieren. Aber bedenken Sie bitte auch unsere Sicht der Dinge: Die Operation kommt Sie teurer zu stehen als ein neuer Serienrobot – sogar erheblich teurer. Und vielleicht bleiben auch kleine Narben im Gesicht und am Körper zurück... Natürlich, sofern Ihnen daran gelegen ist, wir hätten Mittel dagegen – aber sie ist doch kein Mensch. Wozu der Aufwand?"

"Wo ist sie jetzt?" flüsterte ich.

"Im Kühlhaus, aber Sie können nicht hin. – Bedenken Sie bitte alles, und entscheiden Sie... Ach ja, es gab schon einige solche Fälle. Immer waren die Leute vernünftig und verzichteten auf die Wiederherstellung."

Er ging, und nun liege ich hier und denke nach.

Der Arzt hätte die Frage auch anders stellen können. Etwa. so: Wollen Sie gar einen Robot heiraten? Sie sind wohl nicht recht gescheit! – Nett, daß er es nicht so deutlich sagte, aber damit hat er mir die Entscheidung gewiß nicht erleichtert.

Also – Cora ist kein Mensch. Damit muß ich erst mal fertig werden.* Merkwürdig dennoch: Sie war doch ganz so wie andere Mädchen auch! Wenn ich in einem Vierteljahr nicht mal Verdacht schöpfte; wo doch gerade ich viel mit Neurohirnen zu tun habe! Ich hätte es als erster sehen müssen.* Aber da war nichts. Oder doch?

An und für sich ist das Problem einfach... Unsinn, ganz und gar nicht einfach, es ist höchst kompliziert. Sage ich nein, herrscht Ruhe; niemand wird ein Wort darüber verlieren. Sage ich ja..., so kann es nicht sein. So kann man die Dinge nicht betrachten! Es geht um völlig andere Fragen. Was hat mir Cora bedeutet? Kann sie mir überhaupt etwas bedeuten? Was soll ich darauf antworten? Darüber wurden ganze Romane geschrieben... Und ich soll hier und jetzt eine Entscheidung fällen?

Was sie mir bedeutet hat, ist eigentlich klar. Nein – wirklich? Hatte ich denn jemals versucht, ernsthaft darüber nachzudenken? Ich habe doch genaugenommen alles gehenlassen, wie es eben kam. Und jetzt, wo ich weiß, wer..., nein, was sie ist, soll ich so tun, als wüßte ich über mich selbst bestens Bescheid? Als besäße ich ein Recht, über sie zu entscheiden, ein Urteil über Leben und Tod zu sprechen? Denn sie war doch lebendig wie nur irgendein... War sie es wirklich? Rede ich mir das nicht einfach ein, weil es bequemer ist?

Nein, ich glaube, ich muß noch einmal anfangen. Vorn anfangen, ganz am Anfang...

Alles begann wohl damit, daß ich damals umziehen mußte. Ich weiß nicht einmal genau, wie es dazu kam, aber das ist ja nicht wichtig. Jedenfalls wies man mir eine Wohnung in einer älteren Villa zu. Sie war nicht eben groß, aber ein Junggeselle stellt keine höheren Ansprüche an Wohnkomfort.

Eine Generalüberholung hätte dem nicht mehr jungen Haus gutgetan. Im Erdgeschoß wohnte dem Vernehmen nach ein schrulliger Wissenschaftler mit seiner Tochter; die erste Etage – sie war wesentlich kleiner – gehörte sozusagen mir. Darüber kam dann nur noch das Dach.

Die Scherereien mit dem Umzug waren noch in vollem Gange, als ich zufällig auf den Stromzähler schaute, der neben meinem Energieverbrauch auch den meines ‘Unter’mieters auswies. Ich stutzte, denn der Verbrauch entsprach dem einer mittleren Werkstatt. Was stellte der Herr Wilton denn da alles an?

Am nächsten Vormittag klingelte ich – ich wollte mich vorstellen, ihn auch ein wenig kennenlernen -, aber niemand öffnete, obwohl das Summen verschiedener Maschinen auf seine Anwesenheit hindeutete. Nun, wenn er keine Zeit hatte, ich fiel ihm nicht lästig.*

Einige Abende später saß ich vor dem Fernseher und verfolgte eine Bildübertragung von den Jupitermonden. Die Bildqualität war ausgesprochen schlecht. An den Sendern, oder dem Empfänger konnte es schwerlich liegen – in meiner alten Wohnung hatte ich erstklassige Bilder gesehen. Also lag die Störquelle hier im Haus! Wie es aussah, waren nicht abgeschirmte Hochfrequenzschalter schuld. Der Wissenschaftler könnte das eigentlich wissen.

Es klingelte, ich fuhr unwillkürlich zusammen. Wer wollte denn etwas von mir? Und gerade jetzt? So gute Freunde hatte ich gar nicht, daß sie mich besuchen würden. Außerdem war ich auf nichts weniger vorbereitet als auf Gäste.

Eine junge Dame stand vor der Tür.

"Ja, bitte? Was kann ich für Sie tun? Mein Name ist Hansen."

"Wilton, Cora Wilton", gab sie zurück. "Ich bin die Tochter..." Sie deutete mit der Hand nach unten, und ich begriff. Das also war das Mädchen, von dem ich in den umliegenden Geschäften schon manches gehört hatte. Aha!

"Und was kann ich für Sie tun? Kommen Sie doch bitte herein."

"Vielen Dank, nein. Ich möchte Sie lediglich um eine Gefälligkeit bitten. Sie sind doch Elektroniker, nicht wahr?"

Woher mochte sie es wissen? An der Tür stand es doch nicht. – Dem Augenschein nach war die Kleine bestenfalls zwanzig, und nun verstand ich auch das Getuschel. Ihre goldblonden Locken, die bis auf die Schultern fielen, und die offensichtlich nachgezogenen Brauen und Wimpern sahen ganz nach betonter Unschuld aus – und die glaubt man ja am allerwenigsten.

"Könnten Sie uns helfen? unterbrach sie meine Betrachtungen. "Meinem Vater ist eine kleine Rechenmaschine ausgefallen, und er braucht sie so dringend..."

"Mhm, ich habe freilich keine Werkzeuge hier. Und dann was für ein Rechner ist es? Von den meisten verstehe ich nicht eben viel; Und was erst die Ersatzteile angeht..."

"Es ist einer Ihrer Bekannten." Sie lächelte bittend. "Ein 'Neuraltron zwei'. Offenbar ist etwas mit dem Hauptspeicher nicht in Ordnung."

Woher wußte sie, daß ich gerade diesen Rechner sehr gut kannte? Ich hatte an der Konstruktion des Doppeldirektors mitgewirkt. Seltsamer Zufall.

“Und Werkzeug haben wir unten”, fuhr sie fort. “Sonst hilft uns immer Mr.Fairey, der Assistent meines Vaters. Er hat aber Urlaub und kommt so bald nicht wieder.”

Ich konnte dem Bitten in ihren Augen schwer widerstehen und sträubte mich nicht länger. “Gut, ich werde sehen, was man tun kann. Muß mir nur etwas anderes anziehen. Wenn Sie vielleicht solange Platz nehmen wollen?”

“Danke, ich gehe inzwischen schon hinunter. Lassen Sie sich ruhig Zeit.”*

Mein Interesse an der Reparatur war nicht eben groß. Konnte dieser Herr Wilton nicht bis morgen warten? Mußte es gerade jetzt sein? Damit er anschließend noch mehr... Halt! Das war ein Weg! Ich würde mir gleich auch die Störungen ansehen. Womöglich konnte man sie ambulant beheben.

Ich warf mir den Arbeitsmantel über, suchte zusammen, was ich an Plänen und Notizen über die ‘Neuraltron’-Serien bei der Hand hatte, und ging hinunter. Das Mädchen erwartete mich an der Tür.

“Bitte, treten Sie ein”, flötete sie. Ich kann das Flöten nicht vertragen, meine Laune besserte sich keineswegs.

Das Zimmer war erheblich größer, als ich gedacht hatte. Man hätte es auch als Werkstatt bezeichnen können. Überall standen Apparate, zwischen denen sich dicke Kabel schlängelten; interessanterweise nie auf dem Fußboden – stets in zwei Meter Höhe. Als ob der Boden unbedingt frei gehalten werden müßte.

Etwas unschlüssig schaute ich mich um, wo in diesem Labyrinth Mr.Wilton sein Versteck hatte. Meine Führerin winkte mich in ein abgeteiltes Kämmerchen. Eine kleine Lampe strahlte auf die abmontierte Frontplatte eines Rechners und auf dessen “Innereien”, wie ich das nenne. Vor einem Schreibtisch saß der ominöse Wissenschaftler. Er drehte sich um, als unsere Schritte zu hören waren. “Ja?”

“Vater, das ist Mr.Hansen.” Und zu mir: “Mein Vater.”

“Angenehm”, murmelten wir beide gleichzeitig. Er war mir auf den ersten Blick unsympathisch. Gründe hätte ich kaum angeben können. Sein Gesicht war fett – nicht dick, sondern schwabblig-weich -, die Augen darin blickten kalt und starr. Er gefiel mir gar nicht. Doch da sah ich, er saß in einem Lehnstuhl, an dessen Armlehnen mehrere Knöpfe blinkten. Ob das...

Der Mann mußte meinen Blick bemerkt haben. “Ja, junger Mann”, meinte er kühl. “Sie sehen ganz recht. Da ich mich nicht so zu bewegen vermag, wie ich möchte, muß ich mich halt so bewegen, wie ich kann. Eben per Motor. Hatte das Pech, mit dem Auto gegen einen Brückenpfeiler zu fahren.”

“Es tut mir leid”, gab ich pflichtgemäß zurück. Sehr aufrichtig klang es wohl nicht, wie ich seinem Blick entnahm.

Dann murmelte er etwas wie: “Nun ja, vorbei ist vorbei. – Was war es denn eigentlich... Entschuldigen Sie”, fuhr er lauter fort, “ich würde Sie nicht behelligt haben, aber einer meiner Rechner ist entzwei. Meine Kleine wird Ihnen gesagt haben, was mit ihm passiert ist.”

“Zumindest hat sie es angedeutet. Darf ich den Schaden besehen?”

“Bitte.”

Er rollte mit seinem Stuhl beiseite. Ich schaute in die Maschine hinein, um mich zu orientieren. Aber – das war doch gar nicht die Schaltanordnung des ‘Neuraltron’-Rechners! Irgend jemand hatte daran herumgebastelt. Verdammt!

“Das stimmt”, bestätigte der Alte auf meine diesbezügliche Bemerkung. “Ihre Maschine war etwas langsam, wir haben sie deswegen umgeschaltet, Charles Fairey und ich. Das Schema..., wo liegt es denn bloß? Cora, wohin habe ich es gelegt?”

“Hier ist es”, erwiderte sie leise und reichte ihm einen abgegriffenen Bogen. Ich nahm ihn dem Wissenschaftler aus der Hand, besah die Schemata und verglich sie mit den Neuralfäden im Gerät. Es stimmte alles, und grundlegende Neuerungen waren es auch nicht; seine Abänderungen entsprachen ziemlich dem Stand der letzten Forschungsarbeiten. Freilich war es Unsinn, einen Rechner mühevoll umzuarbeiten, wenn es neue mit dem verbesserten Schema gab. Daß deren Produktion den Bedarf bei weitem nicht deckte, hatte allerdings auch ich gehört. Offenbar war das der Grund. Deshalb unterließ ich eine Bemerkung in dieser Richtung, nahm ein paar herumliegende Plastnadeln und schob die Neuralfäden beiseite, um den Speicher zu besehen. Schon bald entdeckte ich einen dunklen Fleck darauf.

“Überlastung. Zwei oder drei Zellen sind durchgeschmort. Haben Sie Ersatzstücke da?”

“Cora, haben wir Ersatz im Lager?”

Sie dachte einen Moment nach und verneinte.

Ich griff also zu einem scharf geschliffenen Spezialplastmesser – Metall ist als Leiter wegen der Schwachströme viel zu gefährlich, es eignen sich nicht einmal alle Plastarten! – und begann die beschädigte Stelle herauszuschneiden. Das Abtrennen der haardünnen Fäden erforderte ein gewisses Fingerspitzengefühl, denn die Nachbarelemente mußten unbeschädigt bleiben. Neuronische Schaltungen sind in dieser Hinsicht extrem empfindlich. Es dauerte zehn Minuten, bis ich mit dem Minisauger die beschädigte Gruppe herauszog und mit dem Unikleber die verbliebenen Elemente verband. Die Speicherkapazität hatte sich nun um ein, zwei Millionstel verringert – im allgemeinen war so etwas

bedeutungslos. Ob hier... Was ging's mich an! Ohne Ersatzteile gab es keinen anderen Weg.

"Das wäre es."*

Ich legte den Deckel wieder auf und schraubte ihn fest. Bei einer Testrechnung erwies sich, daß alles in bester Ordnung war. Ich nickte zufrieden und legte das Werkzeug beiseite.

"Vielen Dank", sagte der Wissenschaftler, rückte den Rollstuhl an die Maschine und legte mit irgendwelchen Rechnungen los. Meine Anwesenheit hatte er offenbar schon wieder vergessen.

Gewiß ist niemand von uns geradezu auf Dankbarkeit angewiesen, aber etwas freundlicher hätte auch ein Mr.Wilton sein können. Wie es schien, gehörte er zur Kategorie Rauhbeine – Art: besonders unausstehlich!

Cora schaute mich betreten an, sagte aber nichts. Vielleicht schämte sie sich für ihn.

"Herr Wilton!" Ich genoß es, ihn zu stören. Da ich schon einmal hier war, wollte ich gleich alles klären. "Herr Wilton!"

"Was gibt's denn noch?"* fragte er, ohne sich umzudrehen.

"In Ihrer Werkstatt befindet sich eine Störquelle! Ist Ihnen das noch nie aufgefallen?"*

Er zuckte mit den Schultern und rechnete weiter, als ob ich mich in Luft aufgelöst hätte. Nun langte es mir.

"Ich möchte diese Quelle jetzt gleich ausfindig machen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir dabei zu helfen.* Oder interessiert es Sie nicht, ob andere Leute mit ihren Geräten Ihretwegen Ärger haben?"

Jetzt schaute er auf und musterte mich abschätzend. "Es interessiert mich in der Tat nicht.* Aber wenn Ihnen soviel daran liegt...* Charles wird sich darum kümmern."

Ich schüttelte den Kopf. "Er hat doch Urlaub! Lieber gleich!* Sie könnten es vergessen, und wenn ich schon hier bin..."

"Von mir aus",* knurrte er. "Schauen Sie sich um. Kann mir nicht denken, daß etwas nicht in Ordnung ist. Aber der Teufel holt Sie, wenn etwas kaputtgeht!"

Ich machte mich ans Werk. Cora schaute mir neugierig zu. Sie schwieg die ganze Zeit – ein wenig tat sie mir leid. Mit so einem Menschen zusammen zu leben... Ich würde mich dafür bedanken.

Der Schuldige fand sich bald, ein ungenügend abgeschirmter Schalter einer Biobatterie. Natürlich ist an solch einem Ding nichts Besonderes, aber bei der Arbeit strahlt das Biest nun mal hochfrequente Wellen ab. Ein bißchen Metallfolie half sofort und gründlich.

Mr.Wilton murrte währenddessen laut und unfreundlich. Cora schlug die Augen nieder und schwieg wie ein verschüchtertes Tier.

Natürlich, jetzt wird mir das klar. Ich muß geradezu blind gewesen sein. Selbstverständlich, welcher Automat dürfte seinem Herrn widersprechen?

Indes scheint es, als ob gerade mein Widerspruch – so naheliegend er auch war! – Cora beeindruckt hat. Sie war nur an stillen Gehorsam gewöhnt, so daß jemand, der dem Alten entgegentrat... Hm, so könnte es gewesen sein. Mr.Wilton konnte niemandem gefallen, und auf die Dauer mußte das Cora gegen ihn aufbringen.

Aber das heißt doch, daß sie vielleicht damals begann, sich aus der Abhängigkeit zu lösen. Oder daß sie es versuchte.

Könnte es so gewesen sein?

Immer wenn ich ins nächstgelegene Einkaufszentrum ging, erkundigte ich mich nach den Wiltons. Aber das, was ich herausbekommen wollte, wußte niemand recht – ob der Mann immer so unfreundlich gewesen oder es erst durch den Unfall geworden war. Manche kannten ihn mehr oder minder flüchtig.

Früher war er noch selbst unterwegs gewesen, die Lähmung mußte sich erst in der letzten Zeit verschlimmert haben; aber auch damals mochte man ihn nicht. Er hatte an allem und jedem etwas auszusetzen und führte sich unausstehlich auf.

Von der Tochter dagegen wußten alle, daß sie recht hübsch sei – manche Frauen sagten das auffällig gedehnt oder betont gleichgültig -, aber die meisten nannten sie durchtrieben und verdorben. Man habe schon ein knappes Dutzend Freunde oder Verlobte gezählt. Ihr Männerverschleiß sei unvorstellbar. Aber bei ihrem Aussehen fände sich immer wieder ein Ahnungsloser, der sich blenden lasse. Sie stelle ihre Figur ja reichlich unbekümmert zur Schau.

Auf dem Rückweg nach einem Einkauf traf ich sie zufällig. Sie kam von einer anderen Ecke, benutzte aber dieselbe Straße. Vermutlich hätte ich sie nicht bemerkt; sie aber erkannte mich und rief mich an.

“Hallo!” Sie winkte mir zu und kam herüber.

Ich grüßte zurück. Sehr begeistert klang es wohl nicht.

“Man sieht Sie ja gar nicht”, behauptete Cora, als sie heran war. Ich ging nicht darauf ein, bot ihr aber an, das Netz für sie zu tragen.

Daß sie daraufhin ablehnte, war mir ausgesprochen lieb. Ich schleppe auch nicht gern.

“Ich bin stark!” versicherte sie und reichte mir nachträglich die Hand zum Gruß.

Ich hatte einige Mühe, nicht herauszuplatzen. Erstens war sie schmal und zierlich gebaut, und zweitens sahen ihre Arme nicht so aus, als ob sie an Lasten gewöhnt seien. Hätte ich es damals wörtlich genommen...!

Was sie angezogen hatte, nahm ich erst später zur Kenntnis. Die neueste Mode stellte es nicht dar, immerhin: Der rote Pullover aus halb durchsichtigem Stoff – damit man nichts übersah! – fehlte ebensowenig wie der mit leichtem Flimmerglanz verspiegelte Rock von allerhöchstens Knielänge. Diese Kleidung war unverwüstlich und auch sehr beliebt. Man sieht es der Folie auf dem glasklaren Gewebe nicht an, daß sie nur hauchdünn ist. Ihre Elastizität ist erstaunlich hoch.

Über allem die langen goldblonden Locken, die in der Sonne glänzten. Zweifellos, zahlreiche Frauen beneideten sie darum, denn das Blond war echt.

Wimpern und Brauen hatte sie diesmal kaum nachgezogen. Nur die Lippen waren meiner Ansicht nach zu sehr korallenrot, um naturfarben zu sein. Geschmacksache.

"Nun, sind Sie fertig mit der Besichtigung?" Sie lächelte – offensichtlich hatte sie meine Blicke bemerkt.

Ich zog es vor, ihre Frage zu überhören, und erkundigte mich, wie es ihrem Vater gehe, ob seine Forschungen erfolgreich seien, und was man derartiges mehr fragen kann, wenn sonst kein Thema zur Hand ist.

"Tun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie die Elektronik beiseite", murmelte sie gereizt. "Ich kann es schon nicht mehr hören. Immer nur forschen und entwickeln und probieren und nichts weiter und nie etwas anderes!"

Ich schwieg betreten. Nach einer Weile entschuldigte ich mich.

"Sehen Sie", sagte Cora, als wir in unsere Straße einbogen, "ich beschäftige mich wirklich gern mit der Technik. Aber ständig dasselbe... Das hielte selbst das beste Gehirn Ihrer Firma nicht aus – und die sind ja besser als die natürlichen."

"Besser gewiß nicht, nur schneller. Kein Kunsthirn kann je das menschliche ersetzen. Das ist viel zu universell."

"Mag sein, mag sein. Aber mir fehlt einfach die Abwechslung. Mein Vater – Sie haben ja selbst gesehen, daß er an nichts anderes denkt als an seine Rechnerei. Und ich bin für ihn nur die Assistentin."

"Gehen Sie spazieren!" schlug ich vor.

"Wozu?"

"Um auf andere Gedanken zu kommen."

"Damit wäre wenig geholfen.* Ich würde währenddessen doch nur an Vaters Rechner und seine Experimente denken. Das habe ich schon oft probiert."

Wir standen an der Gartentür. Ich öffnete und ließ sie hinein.

"Dann versuchen Sie es mal mit dem Stereokino! Schauen Sie sich ein paar aufregende Filme an! Es gibt doch so viele. Und wenn das auch nicht hilft, dann... verlieben Sie sich mal!"

Sie errötete. "Lassen Sie das bitte!"

Womit sie in einem der Zimmer des Erdgeschosses verschwand.

Das ist wahr. Ich hätte das auch gleich richtig auslegen können. Für ein Kunstwesen ist es eigentlich nahezu unmöglich, sich von dem vorgegebenen Aufgabenkreis zu lösen, von seinem Arbeitsleben wegzukommen. Ohne Hilfe war das nicht zu schaffen: Aber wer sollte ihm schon helfen – beziehungsweise ihr?

Der Mensch kann viel – eines aber ganz gewiß nicht: ununterbrochen arbeiten. Deswegen gibt es den begrenzten Arbeitstag, und deshalb sollte man den Feierabend nicht ausschließlich für das Selbststudium benutzen.

Als mir der Kopf vor Zahlen, Tabellen und Formeln schmerzte, legte ich alle Unterlagen weg und drückte die Auskunftstaste des Visiphons.

Die lange Liste von Vorträgen und Diskussionsabenden ließ mich in Anbetracht meines Kopfwehs kalt. Auch das Theater kam kaum in Frage – im übrigen stand der Vermerk 'Ausverkauft' bereits neben der Ankündigung. Ich hätte mich über Fernseher einblenden können, aber das vermittelt nicht den zehnten Teil des Eindrucks. Die Atmosphäre fehlt.

Die Kinos zeigten diverse Filme: gute, schlechte, interessante und langweilige, lange und kurze. Ich sortierte ein bißchen, zauderte und entschied mich endlich für einen antiquierten Streifen – inzwischen auf Stereo zurechtgemacht, wie daneben stand -, der etwas mit der Südsee zu tun hatte. Die Mädchen von Tahiti und Umgebung sollen damals hübscher gewesen sein als heute – und derzeit sind sie ja auch nicht gerade häßlich.

Ich zog mich um, warf einen Blick nach draußen und verzichtete auf den Regenmantel.

Die Uhr verriet mir, daß ich mehr als eine halbe Stunde Zeit hatte; ich konnte schlendern und würde trotzdem zu früh da sein.

Ich ging.

Auf der Treppe wäre ich um ein Haar über Cora Wilton gestolpert. Sie betrachtete den Stromzähler und notierte dessen Ziffern.

"Hallo!" grüßten wir gleichzeitig.

"Das Wort 'Feierabend' ist in Ihrem Speicher wohl nicht

enthalten?" erkundigte ich mich und lachte. "Sie werden noch den Robots Konkurrenz machen!"

Sie zuckte zusammen und sah verstört aus.

"Was sollte ich sonst tun?" flüsterte sie. "Herumsitzen kann ich nicht. Vater... Sie wissen ja, was er sagt, wenn man nichts tut."

"Sie Ärmste... Ich hatte Ihnen doch vorgeschlagen spazierenzugehen – zum Tanz, ins Kino, ins Theater. Es gibt so viele Möglichkeiten..." Ich lächelte überlegen, denn hier hatte ich gewiß die größeren Erfahrungen.

Cora blickte mich irgendwie ängstlich an. Ihr Gesicht war bleich, die Augen unnatürlich groß. Was war mit ihr los? Sie tat mir leid.

"Wenn Sie nichts anderes vorhaben... und falls Sie möchten..., kommen Sie mit mir! Ich will nämlich eben ins Kino. Ein Film über die Südsee."

Ein freudiges Lächeln zerbrach die Maskenstarre ihres Gesichts. "Selbstverständlich!" Sie nickte, zauderte jedoch mit einemmal. "Ich müßte meinen Vater fragen." Sie verschwand.

Ich fand es ausgesprochen lachhaft.* Der Wissenschaftler würde seine Privatassistentin doch wohl für einen Abend entbehren können. Wie er sie ausnutzte, das grenzte an Ungesetzlichkeit. Überdies war sie erwachsen.

Einen Moment später erschien sie wieder. Ich hatte sogleich das Gefühl, sie habe Ärger gehabt, auch wenn sie nichts Derartiges äußerte. "Ich komme sofort", sagte Cora und lächelte entschuldigend. "Warten Sie bitte ein bißchen. Das Umziehen..., und bei uns ist es so ungemütlich... Wenn Sie vielleicht am Tor auf mich warten könnten?"

Ich nickte.

Es dauerte reichlich zehn Minuten, dann kam Cora, und wir gingen. Sie hatte sich in ein Kostüm gekleidet, das demjenigen glich, das sie bei jenem Besorgungsgang getragen hatte. Nur war der Rock hier eine Handbreit kürzer. Außerdem trug sie Strümpfe, zart gemustert und mit einem matten Leuchteffekt versehen.

Die Zahl der Kinobesucher war gering. Ich hatte es nicht anders erwartet.* Wir ließen uns ziemlich weit hinten nieder.

Es war das uralte Thema, in einer der üblichen Varianten aufgebaut. Eine hübsche Insulanerin wollte einen hübschen und sympathischen Insulaner haben, wurde aber von ihrem Vater einem reichen und häßlichen Häuptling versprochen. Klar – wie immer. Dann die Streitigkeiten zwischen diesen vier Personen, und schließlich zieht der unglückliche Liebhaber aus, um in der Ferne möglichst rasch den Reichtum zu erwerben, der ihm den Besitz des Mädchens garantiert. Das gelingt ihm nicht – wie denn auch? -, und er kehrt arm zurück. Das

Mädchen hat indes der andere kassiert; sie aber ist dem Geliebten treu geblieben und flieht mit ihm im schnellen Boot...

Immer das gleiche Lied, der gleiche Schaumpudding. Aber ich hatte mich amüsiert, und meine Kopfschmerzen waren verflogen.

Als das Licht anging, sah ich, wie Cora das Taschentuch wegsteckte. Ihre Augen schimmerten verdächtig.

"Nanu?" erkundigte ich mich ungläubig. "Fanden Sie es so ergreifend?"*

Sie lächelte – viel schöner als jene Häuptlingstochter, wie mir schien. "War es nicht wunderbar? Und sie hat richtig gehandelt. Bei Schwierigkeiten soll man nicht aufstecken! Es gibt immer einen Weg. War es nicht wunderschön, wie sie dem Reichen die Ringe und Ketten vor die Füße warf? Ich hab' sie geradezu beneidet. Wie glücklich sie danach war, ganz echt!"

"Echt?" sagte ich vorsichtig. Ich hatte Cora mehr zugetraut. Diesen Rührschinken so ernst zu nehmen... "Aber deshalb muß man doch nicht weinen."

"Es war viel zu schön, da... Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal geweint habe. Es muß lange her sein, aber jetzt..." Sie zog das Taschentuch wieder hervor und schneuzte sich. "So, nun ist es vorbei. Entschuldigen Sie, ich habe mich gehenlassen."*

Ihre Worte überraschten mich. Mir kam eine Ahnung. "Gehen Sie denn so selten ins Kino, Miß Wilton?"

"Alle Jahre einmal, wenn es hoch kommt. Sie wissen doch, ich komme kaum aus dem Haus." Sie lächelte wieder, aber das überzeugte mich nicht. "Die Arbeit geht halt vor. Auch zum Fernsehen habe ich keine Zeit."

Kein Wunder, dachte ich, daß sie dann diesen Kitsch für echt hält. Sie ist ja richtig lebensfremd. Aber ihr Vater hätte nicht so handeln dürfen.

"Sie sollten, meine ich, mehr unter die Leute, Miß Wilton", versetzte ich. "Auf die Dauer hält es niemand aus, wenn er immer wie eingesperrt lebt."

Sie senkte den Kopf und nickte schwach. "Ich möchte schon..." Sie sprach so leise, daß ich sie kaum verstand. "Nur allein ist das nichts. Ich bin den Umgang mit so vielen Menschen nicht gewohnt..., verstehen Sie? Ich fühlte mich meist fremd unter ihnen."

Und wie ich verstand! Dieser Mr.Wilton!

"Solange ich mich erinnern kann", fuhr sie fort, "hatte ich mit den Maschinen zu tun. Ich kenne nicht viele Menschen, und die, die ich kenne..." Cora brach ab und sah beiseite.

Da habe ich ja was Schönes angerichtet mit meiner Einladung ins Kino, dachte ich. Anstatt sie aufzumuntern, habe ich Erinnerungen

wachgerufen, die sie wohl besser verdrängen sollte. Außerdem schien sie Minderwertigkeitskomplexe bekommen zu haben – kein Wunder bei diesem Höhlendasein.

"Wissen Sie", sagte ich schließlich, "ein Kinobesuch allein – das ist so gut wie gar nichts. Nein, Sie müßten öfter mal weggehen: jede Woche mindestens einmal, heraus aus dem Haus, unter die Leute, vielleicht auch einmal ins Theater oder einfach tanzen und sich amüsieren. Immer nur arbeiten, das ist was für Robots, aber doch nicht für uns. Und wenn es Ihnen nichts ausmacht – ich würde Sie schon mal begleiten, damit Sie keine Angst zu haben brauchen."

Ihren Blick werde ich nicht vergessen. Dankbarkeit, Freude, aber auch Abwehr, ja Angst lagen darin. Doch sie antwortete nicht, sie hängte sich nur bei mir ein.

Nach einer langen Weile fing sie ganz unvermittelt zu plaudern an. Über Kleider, Einkaufsmöglichkeiten, Delikatessen; so als ob wir jahrelang miteinander befreundet wären. Als wir uns der Villa näherten, führte sie mich einen Umweg. Doch es half nichts, einmal mußten wir ja nach Haus. Bald ließ ihr Geplauder nach, sie wurde einsilbig. Der Abschied war nur mehr ein Nicken.

Ich hätte ihren Gefühlsausbruch und den plötzlichen Stimmungswandel gleich richtig bewerten sollen..., aber woher soll man das ahnen? Nein, nein, keine Ausflüchte! Mir hätte einiges auffallen müssen; unbedingt, wenn ich es nur sachlich betrachtet hätte. Doch ich war nicht mehr sachlich, ich begann mich für sie zu interessieren, und das hat mich in gewisser Hinsicht blind gemacht.

Offensichtlich wollte sie der Enge ihrer väterlichen Wohnung entfliehen, wollte leben, wollte nicht mehr einsam sein. Ich spürte es deutlich genug, und ich war nur zu gern bereit, ihr damit zu helfen – natürlich nicht ganz selbstlos.* Ich weiß nicht, an wen ich dabei mehr gedacht habe, an sie oder an mich. Wohl doch an mich.

Daß sie sich sozusagen an mich klammerte, weil sie unsicher war und nicht die richtigen Wertmaßstäbe besaß – wer wollte das einem Kunstwesen verübeln! Ich jedenfalls habe nicht das Recht, sie zu belächeln oder gar zu verurteilen. Schließlich genoß ich es, daß keine Woche verging, in der wir beide nicht unterwegs waren. Schauspiel, Oper, Kino, Fernsehtheater, Sportfeste, sie war unersättlich. Unter Menschen wollte sie sein, wollte sehen und hören, wollte nicht länger außen stehen.

Nur eines vermied sie: mit mir allein zu sein. Ich brauchte lange, um sie zu bewegen, mich an einen kleinen See zum Baden zu begleiten.

Cora war kein Schwimmtalent, ich lachte herzlich über sie. Selbstredend scheute sie das Wasser nicht, aber sie liebte es auch nicht. Ich bemerkte es bald.

Wir legten uns also auf die Wiese, um uns zu bräunen. Zuerst war sie ausgelassen wie ein kleines Mädchen und alberte herum. Dann aber wurde es ihr zu warm – ich schätzte es auf dreißig Grad und mehr -, und sie legte sich ein Handtuch über den Kopf. Müde und faul dösten wir dahin.

Durch ein Handtuch kann man nicht sehen. Folglich konnte ich sie ungestört von oben bis unten betrachten. Zu beschauen gab es genug, und es war das erste Mal, daß ich mit ihr so allein war.

Der hauchdünne Badeanzug – dreiteilig wie alle seit ... zig Jahren – war der Mode entsprechend ebenfalls nicht eben undurchsichtig. Freilich, glasklar durfte nun auch keiner sein..., aber es gibt ja Abstufungen und eben noch erlaubte Schliereneffekte...

"Genug gesehen?"* murmelte sie.

Verflixt, konnte Cora denn Gedanken lesen?

Moment mal, wie war das? Sie besaß..., ja, natürlich, sie besaß einen dreistufigen Direktor! Wie hatte ich das übersehen können! Gerade ich!

Die dreistufigen Direktoren sind doch verboten worden, weil sie instabil sind. Sie können in andere Formen umschlagen und einen gewissen Eigenwillen entwickeln. Stimmt, stimmt – nun ist mir alles klar. Dieser Wilton...! Als ob er das nicht gewußt hätte.

Doch selbst wenn, hatte er auch an die Verantwortung gedacht, die er damit übernahm? Er verstieß gegen die offizielle Bestimmung, das war schon schlimm genug, weil ein Wesen mit dreistufigem Direktor wegen seiner Unberechenbarkeit zu einer Gefahr für die Umwelt werden kann; doch er versündigte sich vor allem an Cora selbst. Zu einem Rechenknecht hatte er sie erschaffen, einem universellen Handlanger, einem vernunftbegabten Werkzeug – aber sein Geschöpf war ihm entglitten. Es hatte Empfindungen entwickelt, die dem Alten unbekannt waren und deshalb unbefriedigt blieben. In Verbindung mit dem hochgradigen, aber von Wilton bewußt einseitig angelegten Intellekt führte das zu einer ständig zunehmenden inneren Spannung – wir hätten es Sehnsucht genannt.

Ja, aus einem denkenden war ein fühlendes Wesen geworden. Ob instinktiv oder aus Überlegung, jedenfalls suchte dieses Wesen seine Bestätigung bei den Menschen. Es wollte ihnen gleich werden.

Was Wilton angerichtet hatte, war grandios und abscheulich zugleich. Aber da war doch noch etwas gewesen..., irgendwas mit Bioströmen... Was war es nur...? Richtig, es hieß, dreistufige Direktoren wären übersensibel für fremde Biofrequenzen und könnten sie auf gewisse Entfernungen nicht nur wahrnehmen, sondern auch ausdeuten. Tatsächlich, das wäre dann fast so etwas wie das Erraten von Gedanken. Wer die Problematik kennt, der...

Arme Cora! Sie hatte also immer gewußt, was man in ihrer Nähe über sie dachte; und wenn auch nur in Umrissen, so war es doch oft mehr als genug.

Immerhin, auf diese Weise konnte sie viel lernen, indem sie einfach mein Verhalten beobachtete – bei einem Film etwa oder bei einem Streit über moralische Probleme. Ich..., ich war also ihr Lehrer gewesen? Mir wurde schwindlig.

"Weißt du, Pieter", sagte sie und lächelte ein wenig, "ich habe eine Ahnung. Gleich wirst du mir erklären, daß wir uns lange genug kennen, um wesentlich schönere Bindungen einzugehen. Ist es wahr oder nicht? ich sehe es dir an der Nasenspitze an."

Ich war verblüfft. Es stimmte aufs Haar.

"Aber so einfach ist das nicht."* Ihr Lächeln verflog, ein gewisser Ernst breitete sich aus. "Ich habe zu viele Lügen gehört – für immer zusammen sein und so weiter -, als daß ich sofort daran glauben könnte."

"Ich..., ich hörte davon..."

"So?"

"Anfangs dachte ich sogar... Ich meine, ich befürchtete, du... Ich sollte nur..."

"Ich verstehe schon", flüsterte sie, "du brauchst nichts zu sagen..."

Für eine Weile sprach niemand. Ich bemerkte aber deutlich, daß sich Cora über irgend etwas nicht schlüssig war. Sie sagte zwar nichts, doch nahm ich an, es hätte mit ihrem Vater zu tun.

"Ist dein Vater sehr ärgerlich, weil ich dich so oft entführe – Theater, Kino, Veranstaltungen und das andere..., und besonders hierher?"

Sie nickte schwach. "Er sieht es nicht gern, wenn ich mit dir ausgehe. Wenn's nach ihm ginge..." Sie drehte den Kopf zur Seite und schwieg.

Ich lachte. "Du bist doch großjährig!"

"Aber er wünscht es nicht..."

Darauf konnte ich nur den Kopf schütteln. "Du solltest dir eine andere Beschäftigung suchen. Er kann dir doch nicht vorschreiben, wie du zu leben hast. Das mußt du schon selber wissen – er kann dir raten, aber

dich nicht kommandieren."

"Leicht gesagt."* Sie seufzte. "Aber wo? Und als was?"

"Hast du ein Diplom oder so etwas? Fachleute – gerade für die Neuronik – suchen wir händeringend."

"Einen Abschluß nicht..., das ist alles – Selbststudium."

"Kleinigkeit. Das schaffen wir. Du meldest dich bei einer Prüfungsstelle an. Wir setzen uns zusammen, das meiste kannst du vermutlich schon, dann hast du dein Papierchen, und dann hast du auch die Stelle."

"Meinst du, daß ich das schaffe? Ich..."*

"Mach dich nicht schlechter, als du bist.* Du schaffst es, ich helfe dir dabei – morgen fangen wir an. Einverstanden?"

Coras Gesicht nahm einen Ausdruck an, als ob sie aufmerksam lausche. "Im Ernst, Pieter, du würdest mir helfen, von meinem...," sie zögerte, "von meinem Vater loszukommen? Mir deine Zeit opfern, um mir mathematische Formeln und physikalische Gesetze beizubringen?"

Ich verstand ihre Feierlichkeit nicht. "Natürlich", sagte ich. "Die Hauptsache ist doch, daß du willst!"

Warum zweifelte sie daran? Soviel Zeit würde ich allemal aufbringen. War es nicht einfach rückständig, wie sie von dem Alten in Abhängigkeit gehalten wurde! Wer sollte da ruhig zusehen!*

"Und was versprichst du dir davon?"*

Jetzt zögerte ich und suchte nach Worten.

"Sei still." Sie legte mir die Hand auf den Mund. "Ich weiß es auch so. Und..., und wenn du dann... enttäuscht bist?"

Ich drückte einen Kuß auf ihre Handfläche. "Cora", sagte ich, "auch wenn ich dich nur einmal in der Woche sehe – was ändert das schon? Im übrigen hängt alles von dir ab."

Ich meinte es ehrlich. Ein Mädchen wie Cora durfte man nicht drängen, sonst brach alles entzwei. Wenn sie von selber kam..., und dieses Glück wollte ich mir keinesfalls verscherzen.

Ihr Gesicht wurde merklich heller. Sie lächelte wieder. "Gut, morgen fangen wir an. Und heute..."

"Und heute?" Ich hielt den Atem an.

Sie wandte mir den Kopf zu und sah mich zum ersten Mal wirklich voll an. Ihre Augen waren klar und tief.

"Komm", meinte sie, ehe ich etwas sagen konnte, "gehen wir. Das andere kannst du mir im Wagen erzählen."

Ich bin doch sonst nicht so..., so zurückhaltend. Aber Cora hatte etwas in ihrer Art – man könnte sie als ausgesprochen scheu bezeichnen.

In jedem anderen Fall hätte ich mir nicht die Mühe gegeben, sie so zu umwerben. Aber Cora – wenn sie mich ansah, lag Wärme in ihrem Blick, doch auch eine gewisse Angst...

Es muß die Angst vor einer Enttäuschung gewesen sein! All das, was ich von ihren früheren Freunden zu hören bekommen hatte, dürfte schon stimmen, nur liegen die Dinge anders – wie ich freilich erst jetzt weiß. Es scheint, als ob sie davor bangte, daß sie mir nun die Wahrheit offenbaren mußte, da sie in einer solclen Situation, wie sie auf sie zukam, nicht lügen konnte. Das würde auch zu ihrer Bemerkung passen...

"Hast du heute abend ein Stündchen für mich übrig?"

"Sicher."

"Ein netter Film läuft im Fernsehen. Du könntest ihn dir bei mir anschauen. Etwas Wein habe ich auch noch..."

Sie sah beiseite.

Einige Augenblicke sagte niemand etwas, dann meinte sie: "Gut, ich komme..."

"Du siehst wirklich aus, als ob schwere Kämpfe nötig waren, um ja zu sagen." Ich lächelte. "Aber wart's ab, ich glaube, es wird schön werden heute abend."

"Ich hoffe es... Ich hoffe es sehr", flüsterte sie.

"Wie bitte? Ich verstehe nicht ganz..."

"Ich erzähle es dir dann. Es ist nicht ganz einfach, denn ich weiß ja nicht... Wir werden sehen..."

Cora war noch nie so bedrückt und unruhig gewesen. Was mochte sie befürchten?

Ja, das war wohl der Grund – ihre Angst, daß ich sie zurückstoßen könnte, weil sie ein Kunstwesen und kein Mensch war. Offenbar hatten das schon einige Männer getan. Arme Cora!

Ehrlich, Pieter, was hättest du getan?

Sie riskierte es trotz der vielen Enttäuschungen zuvor. Sie wollte sich mir anvertrauen -, und ich? Hätte ich die Prüfung bestanden? Mir wurde heiß bei dem Gedanken...

Hatte sie mich so gründlich geprüft, daß sie hoffen konnte, ich würde sie nicht zurückstoßen? Natürlich, sie mußte ja sehr zurückhaltend sein, um nicht aufs neue gedemütigt zu werden. Vielleicht beobachtete sie mich schon, um zu sehen, wie ich auf diese Scheu reagierte – denn wenn sie fühlen konnte, dann konnte sie auch die Demütigung fühlen!

Eine Hitze herrschte hier in Zimmer, geradezu unerträglich! Vergeblich versuchte ich mir Kühlung zuzufächeln.

Wenn sie manche meiner Gedanken erraten hat, dürfte sie ja

wissen, wie wenig ich bislang von Mädchen hielt, die sich ewig 'zierten'. Verdammt, dann mußte sie eine bessere Meinung von mir haben als ich selbst. Oder war es blindes Vertrauen? Nein, das ganz gewiß nicht. Dafür hatte sie zuviel durchgemacht.

Vielleicht war es einfach – Zuneigung?

Die Sache ist schlimm genug.* Eigentlich hätte es Cora nie geben dürfen. Mr.Wilton hätte niemals einen dreistufigen Direktor in seine Privatassistentin einbauen dürfen. Doch das ist nun nebensächlich geworden – es gibt sie ja.

Aber ich – ich! – kann doch nicht sie dafür bestrafen, denn Cora kann gewiß nichts dafür, daß sie auf der Welt ist. Sie tat das einzig Mögliche: Sie versuchte, in dieser Welt zu leben. War das etwa falsch? Nein, es war richtig, also muß man ihr helfen und sie nicht bestrafen oder gar töten, denn sie ist die Leidtragende und nicht die Schuldige.

So.

Cora wollte zu den Menschen, das steht fest. Kann man sie zurückstoßen? Mit welchem Recht denn? Es war für sie nicht einfach, und oft wurde sie brutal und mit Abscheu abgewiesen. Sie muß grenzenlos gelitten haben, und dennoch... Wie dürfte man sie jetzt bestrafen!

Und ich muß gegebenenfalls ein Todesurteil sprechen? Wofür sollte ich sie denn verurteilen? Daß sie entstand? Daran ist sie unschuldig. Daß sie herumgestoßen und verabscheut wurde? Dafür kann sie gar nichts. Daß sie so gern ein richtiger Mensch sein möchte? Das ist doch sogar gut.* Daß sie mich liebt? Wie kann ich das...? Nein, sie darf nicht sterben!

Sie ist kinderlieb – auch wenn sie nie ein Kind bekommen dürfte, das vermag die Technik nicht! -, sie ist gut und liebenswert und klug. Und wenn sie in der Lage ist, ein Mensch zu sein oder jedenfalls so zu sein wie ein Mensch, dann darf man sie nicht verurteilen.

Ich darf es nicht, ich muß ihr helfen, endlich glücklich zu werden. Im Gegenteil, sie hat mir ja gewissermaßen die Verantwortung dafür übertragen, als sie sich mir anvertrauen wollte. Wenn ich sie enttäuschen würde – ich glaube, dann wäre ich der schlechtere Mensch von uns beiden.

Also..., ich werde es später verantworten müssen; aber ich werde es verantworten können.

Ich drückte auf die Klingel. Die Schritte des Arztes näherten sich. Die Tür klappte. Der Doktor kam herein und schaute mich fragend an.

"Nun?"

"Operieren Sie bitte!"

1985

Rolf Krohn

DER HALTEPUNKT

Diese Strecke wurde fast nie befahren. Es war unklar, weshalb sie überhaupt noch bestand. Man hatte den Bahnhof zwar an das allgemeine Netz angeschlossen, aber selbst das Anschlußgleis war verrostet und grasüberwachsen. So gut wie nie bestieg ein Fahrgast den Pendelwagen.

Ich stand auf dem Bahnhof. Es war ein warmer Sommernachmittag, und es gab nichts, was mir die Zeit vertrieben hätte. Das Städtchen sonnte sich in feiertäglicher Stille, die Geschäfte und Cafés waren entweder geschlossen oder gähnten vor Leere. Es war die Tageszeit, in der überhaupt nichts geschieht. Alles dies war nicht ungewöhnlich, stellte vielmehr die Regel dar.

Und so stieg ich kurz entschlossen in den leeren Wagen ein – so recht in der Stimmung, nichts zu tun, mich treiben zu lassen und in der Weltgeschichte herumzufahren.

Der Wagen war weder alt noch neu; das Zeitlose der Eisenbahnausstattung haftete ihm an und war so tief in ihn eingedrungen, daß für ihn Dienstjahre nicht galten. Seine Polster waren aber weich, und ich setzte mich, entschlossen, die Dinge auf mich zukommen zu lassen.

An der Wand hing ein Fahrplan. Wenn er noch stimmte, würde es alsbald losgehen. Stimmte er nicht, war es auch nicht schlimm. Nichts ist so schön, wie in einem gemütlichen, bequemen Eisenbahnwagen zu sitzen und auf die Abfahrt zu warten, wenn man es gar nicht eilig hat. Man kann dann an alles und jedes denken und dem Leben gleichsam zuschauen.

Ich drehte mich um, als ein älterer Herr in Eisenbahneruniform hereinkam. “Hallo!” sagte er freundlich. “Ist also doch wieder mal jemand da! Sie sind der erste in dieser Woche.”

Wir schrieben Mittwoch, und bei dem Gedanken daran konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen. “Ist das immer so?”

“Ja”, erwiderte er und setzte sich auf die Bank mir gegenüber. Mit einem Blick auf die Uhr stellte der Fahrer – zweifellos war er das – fest, daß noch eine Weile Zeit war. “Ja, die Strecke führt bloß zu einigen Flecken und ein paar einzelnen Gehöften. Ich habe gehört, daß der Betrieb demnächst eingestellt werden soll.”

“Schon möglich, wenn sie sich so wenig rentiert”, pflichtete ich ihm bei. Daß niemand weiter einstieg, sah ja jeder.

Der Eisenbahner wiegte den Kopf und betrachtete mich, ein feines Lächeln um die Augen. “Ihr Beruf hat nichts mit Schiene oder Straße zu tun, nicht wahr?”

“Nein, ich bin Sachbearbeiter bei einer Versicherung.”

“Aha..., ja, da können Sie das auch nicht verstehen. Sehen Sie, ich habe den Beruf eines Eisenbahners aus Leidenschaft gewählt. Ich fahre gern mit dem Triebwagen hin und her und her und hin.”

“Wird das mit der Zeit nicht langweilig?”*

“Den meisten Menschen ja. Mir ist es nicht leid geworden. Die Strecke ist kurz, zugegeben, aber sie ist jedesmal anders. Im Frühling fahre ich durch ein Blütenmeer – die verwilderten Gärten, wissen Sie? -, im Sommer ist alles strahlend grün; zeigt der Herbst mir dann gratis eine Farbenpracht, wie sie nicht ihresgleichen hat, so ist das schon wieder ganz anders. Und im Winter spürt man die Einsamkeit dieser Gegend doppelt. – Ich habe sie alle gesehen, die fortfuhren, um nie wiederzukommen. Die Dörfer sind verödet, die Gehöfte verfallen – nur die Bahn, sie ist geblieben.”

Er sann noch lange, dann riß er sich aus seinen Gedanken und stand auf. “So, es geht los. Wollen Sie mit nach vorn kommen, zu mir in die Kabine? Man sieht mehr von Strecke und Landschaft.”

Ich nickte und folgte ihm.

Der Platz des Beifahrers war frei. Er räumte einige Bücher und Hefte beiseite und zeigte mir, wo ich den Regenmantel aufhängen konnte. Dann nahm auch er Platz und betätigte die Abfahrtsklingel. Niemand war gekommen, um dem Zug die Strecke freizugeben. Selbst das Signal hing verrostet am Mast. Es stand auf Halt!, was mir zu denken gab.

“Ich verstehe ja nichts davon, aber – muß nicht erst die Strecke frei gemacht werden?”

“Sie ist frei – seit vielen Jahren. Es verkehrt nur dieser Wagen im Pendeldienst. Als er vor einiger Zeit zur Reparatur war, hatten wir einen anderen zum Ersatz. Es gibt keinen zweiten Zug auf der Strecke.”

“Und wenn die Gleise beschädigt sind? All die Schranken und so weiter, das muß doch betätigt werden!”

“Einen Schaden würden wir sehen. So schnell fährt der Wagen gar nicht. Hier hat es niemand eilig: die Zeit nicht, die Menschen nicht, das Leben nicht – warum sollte ausgerechnet ich es eilig haben? Niemand wartet auf den Haltepunkten, um etwa zuzusteigen. Die Post wird vom Postauto befördert, wir haben damit nichts mehr zu tun.

Im Grund ist diese Strecke mit dem Pendelwagen ein Unikum, ein Relikt aus dem vorigen Jahrhundert, wenn Sie so wollen. Sie nützt niemandem mehr, kostet nur Geld – wenig Geld freilich.”

Der Triebwagen ruckte sanft an und holperte über eine Weiche aus dem Bahnhof. Noch eine Weile waren Eisenbahnanlagen zu sehen, dann führte die Strecke in ein Gewirr von Gärten. Blumen rankten sich um Pfeiler und durch die Tore, riesige Stauden säumten die Gleise. Mitunter

konnte man in einer Kurve so gut wie gar nicht voraussehen. Wenn jemand nicht aufpaßte..., aber da der Zug derart selten fuhr, kannten sicher alle Leute in dieser Gegend die Fahrzeiten. In der Tat sahen wir hin und wieder Menschen, die von der Gartenarbeit aufblickten, um den Rücken geradezubiegen und uns zuzuwinken.

Nach und nach verloren sich die letzten Häuser, und der Triebwagen fuhr in die offene Landschaft hinaus. Sie war, schwach hügelig, mit Wäldern und wilden Fliederbüschen bewachsen. Seltener waren Eichen verschiedenster Art, vor allem Korkeichen.

Wir fuhren ziemlich langsam. Der Fahrer sah wohl ebensogern alles zum tausendsten Male wie ich zum ersten. Dazu gehört mehr Freude an der Umwelt, als ich besitze. Man muß wohl sehr phantasiereich sein, wenn man immer wieder von neuem all das kennenlernen will, was man schon so oft gesehen hat.

"Ich habe ganz vergessen zu fragen, wo ich Sie absetzen soll", sagte der Eisenbahner nach einer Weile, als der Wagen leise quietschend eine lange Kurve passierte.

"Ach, nirgendwo. Ich wollte nur spazierenfahren, alles sehen, was ich nicht kenne. Hin und zurück."

"Jetzt wird mir auch klar", erwiderte er lächelnd, "wieso ich Sie nicht kenne. Und ich grübelte schon... Die wenigen, die hierherkommen, kann ich nämlich im Schlaf benennen. Bei Ihnen überlegte ich hin und her und konnte mich nicht besinnen. – Na, so etwas. So fahren Sie also zum erstenmal auf dieser Strecke?"

"Ja."

"Dann kann – oder eigentlich: muß ich Ihnen etwas zeigen. Jetzt noch nicht, später. Denn ich fahre diese Strecke auch aus einem anderen Grund so gern, nicht bloß wegen der allerdings schönen Landschaft."

Ich blickte ihn fragend an.

"Da Sie ja nicht von hier sind, wird Ihnen mein Name kaum etwas bedeuten. Ich heiße Calin. Calin mit 'C' am Anfang."

"Aha." Genausogut hätte er jeden anderen Namen tragen können; ich kannte ihn nicht. "Angenehm." Und ich stellte mich meinerseits vor.

Wir hatten inzwischen eine weitere Kurve durchfahren, und der Fahrer drückte den Bremshebel nieder. Der Wagen kam langsam zum Stehen. Vor uns lag ein Haltepunkt, an dessen Bahnsteig wir anhielten. Alles war öde und verfallen, niemand wartete auf den Triebwagen.

Am Stationsgebäude fehlte die Hälfte der Fenster, die andere Hälfte war zerbrochen. Wilder Wein umrankte die Mauern und blockierte die nahebei stehende Bahnschranke. Da niemand den Ranken wehrte, mochte die Landstraße so vergessen sein wie die Eisenbahnstrecke.

"Keiner da. Fahren wir weiter", sagte Calin melancholisch und

lockerte die Bremsen. Während der Wagen wieder das alte langsame Tempo erreichte, erzählte er mir die Sache.

"Die nächste Station ist es. Da werden Sie es sehen. Vielleicht fünfhundert Meter vorher führt die Strecke aus einem Einschnitt hinaus, und man sieht alles auf einen Blick. Schauen Sie genau hin, und Sie werden etwas Seltsames bemerken. Merkwürdig dabei ist, daß man es nur beim erstenmal sieht, später erscheint der Effekt nie wieder."

Ich stutzte. Das klang recht verworren. Entweder ist ein Ding da, oder es ist nicht da. Wie kann es beim ersten Hinsehen da sein – beim zweiten hingegen nicht mehr? Ich fragte ihn.

"Das Wie kann ich Ihnen nicht erklären", murmelte er. "Ich kann es eigentlich niemandem erklären, ich habe bloß gesehen, *daß* es so ist; vielmehr habe ich es eben *nicht* gesehen."

"*Was* nicht gesehen?"

"Ebendas ist schwer zu sagen. Am besten schauen Sie es sich selbst an. Wir sind gleich da."

Vor uns lag eine Hügelkette, so dicht mit Gebüsch bewachsen wie die anderen vorher. Wäre ich zwanzig Jahre jünger gewesen, hätte diese Gegend den vortrefflichsten Spielplatz der Welt für mich abgegeben. Stellenweise war der Flieder an die fünf, sechs Meter hoch. Dazwischen standen Bäume, die sich gewiß hervorragend als Ausguck eigneten.

Die Strecke führte in einen Einschnitt, offenbar den, den Calin vorhin gemeint hatte. Es wurde etwas düster darin, und der Fahrer betätigte das Signal, um jedweden auf den Gleisen zu warnen. Außerdem mäßigte er das Tempo.

Ich war einverstanden damit, denn wenn wirklich etwas zu sehen sein sollte, war ein schnelles Fahren dem Betrachten nur abträglich. Wenn! Das alles schmeckte mir zu sehr nach Märchen oder gar Effekthascherei.

Vorn wurde es heller. Calin deutete mit der Hand nach rechts. "So, nun schauen Sie hin!"

Mit Schrittgeschwindigkeit verließ der Triebwagen den Einschnitt. Rechts und links breitete sich die Landschaft aus. Hier standen nur hin und wieder Büsche und Sträucher; Wiesen herrschten vor. Das auffallendste war eine Ruine, wohl ein ehemaliges Landhaus, das in einer Niederung lag. Hinter ihr befand sich ein See, umwachsen von Schilf und Rohr.

Ein Boot schwamm auf der spiegelnden Fläche. Es war zu weit entfernt, als daß ich die beiden Menschen, die in ihm saßen, genau zu beschreiben vermag; doch schien es mir, daß es eine Frau und ein Mann waren.

Unvermittelt holte die eine Gestalt aus und schlug der anderen mit irgendeinem Gegenstand auf den Kopf. Dann stieß er sie ins Wasser. All

das hatte nur einen Augenblick gedauert. Dann versperrte uns ein Fliederbusch die Sicht.

"Was war das?"

"Ich habe nichts Besonderes bemerkt", versicherte Calin. "Aber ich weiß selbstverständlich, was Sie gesehen haben. Alle sehen diesen Mord – oder auch Totschlag oder was immer Sie wollen. Aber jetzt! Schauen Sie hin!"

Der Blick auf den Teich war wieder frei – doch von dem Boot konnte ich keine Spur entdecken. Das Wasser lag still und glatt da. Dabei hätte der Täter übermenschliche Kräfte haben müssen, um in der kurzen Spanne, in der uns der Busch die Sicht nahm, den Kahn an Land zu rudern.

"Wir sind gleich da", bemerkte der Fahrer, als ich verwirrt schwieg. Er bremste den Wagen ab. Ein Haltepunkt, womöglich noch verkommener als der vorige, lag vor uns. Auch hier stand niemand auf dem grasüberwachsenen Bahnsteig. Ich sah mich mißtrauisch um – aber nichts war auf irgendeine Art ungewöhnlich.

"Erklären Sie mir jetzt bitte, was das bedeutet! Wird hier ein Film gedreht? Handelt es sich um eine Luftspiegelung? Oder was ist los?"

"Was soll ich Ihnen darauf antworten? Wahrscheinlich..., wahrscheinlich ist es etwas ganz anderes als das, was es scheint. Nur weiß niemand hier in der Gegend, was es wirklich ist. Ein Film, so kann ich Ihnen versichern, wird jedenfalls nicht gemacht. Das ist gewiß. An eine Luftspiegelung mag ich auch nicht glauben. Immer dieselbe? Denn haargenau das, was Sie eben so erstaunte, haben viele andere ebenso gesehen, stets dasselbe!"

"Hm. – Wann kommen Sie zurück?"

"Ich verstehe – Sie wollen sich selbst überzeugen. Bitte, aber es ist nutzlos. Moment..., hier: genau siebzehn Uhr und dreißig Minuten! Wenn Sie zu der Zeit hier sind – aber bedenken Sie, daß der nächste Hof eine halbe Stunde entfernt ist. Und ich komme erst morgen wieder hier vorbei."

Ich zuckte die Schultern. Was sollte ich in dieser Situation schon sagen? Immerhin mußte ich einmal nachsehen. Womöglich handelte es sich um eine Täuschung. "Ich werde kurz vor halb sechs hier sein und warten."

"In Ordnung. Und viel Glück bei det Suche!"

Ich stieg aus. Calin winkte mir zu, dann fuhr der Wagen langsam davon. Ich sah ihm nachdenklich hinterher.

Eigentlich hatte ich mich an der Landschaft erfreuen und keine metaphysischen Betrachtungen anstellen wollen. Um meinen Entschluß zu revidieren, war es nun allerdings zu spät. Im wahrsten Sinne des Wortes war der Zug abgefahren. Zug? – ein Vehikel, das in diese Welt ewiger

Vergangenheit hineingehörte! Und Calin, dessen mysteriöse Andeutungen mich zu dem Abstecher verleitet hatten, war ebenfalls weg.

Auf jeden Fall konnte ich entweder hier auf einer morschen Bank sitzenbleiben oder aber einmal beim Wasser nachsehen. Vielleicht war doch ein bißchen Wahres an dem Geschwätz. Dieses Geschehnis auf dem See, was immer es sein mochte, sprach dafür.

Das Landhaus am Teich erwies sich bei näherem Hinsehen als noch weit baufälliger, als ich es vermutet hatte. Schon seit Jahrzehnten mochte niemand einen Finger gerührt haben; nunmehr bröckelten die Mauern, bestand das Dach nur noch aus verfaulten und lockeren Balken. Die letzten Besitzer hatten die Innenausstattung mitgenommen, außer blanken Wänden und kniehohen Schuttbergen befand sich nichts mehr im Haus.

Ich betrachtete alles, ohne mich allzu tief hineinzuwagen. Womöglich fiel mir einer der wackligen Balken auf den Kopf, und ob Calin etwas unternehmen würde, um mich hier zu finden, war fraglich. Er schien nicht sehr mutig zu sein.

Draußen kläffte ein Hund. Ich verließ die Ruine und sah, daß auf der anderen Seite des grasbewachsenen Fahrwegs eine Schafherde aufgetaucht war. Der wachhabende Hund kam auf mich zu, beschnupperte mich, zog den Schwanz ein und kehrte wieder um.

Der Schäfer, ein ältlicher Mann ohne den obligatorischen langen Stab, sah mich und grüßte freundlich herüber. Ich ging zu ihm hin.

"Guten Tag! Bei dem schönen Wetter muß es doch Freude machen, die Schafe zu hüten."

"Normalerweise ja. Hier nicht, werter Herr. Die Tiere sind unruhig und wollen nicht fressen."

"So? – Ich möchte mir die Landschaft ansehen, wissen Sie. Hübsche Gegend! Bloß ein bißchen einsam, wie es scheint."

"Sie sind also mit der Bahn gekommen", stellte der Schäfer fest. Überhaupt schien er weniger wortkarg zu sein, als man sich Schäfer gemeinhin vorstellt. "Ich habe den alten Calin vorhin vorbeifahren sehen. Armer Mann!"

"Wieso arm? Es geht mich ja eigentlich nichts an..."

"Lungenkrebs", erwiderte er kurz und betrachtete die Herde. Ich fand keine geeignete Antwort. Ja, Krebs, das war immer noch die Krankheit, an der ärztliche Kunst scheiterte. Armer Mann, in der Tat!

"Er hat mir einige Schauergeschichten erzählt", knüpfte ich an, "und da will ich mir den Schauplatz des Dramas anschauen."

"Sie... Sie haben es auch... gesehen?"

"Na ja, so ein bißchen. Aber es kann eine Täuschung gewesen sein.* Die Luft ist ziemlich heiß, sie flimmert, da könnte es geschehen, daß man wer weiß was sieht."

Er schüttelte den Kopf und pfiff dem Hund, der träge den Kopf wandte, sich aber nicht weiter um den Pfiff kümmerte. Das Schaf, das er wieder zur Herde holen sollte, kam indes von selbst zurück.

"Wenn Sie mich fragen, irgend etwas ist dran – aber keiner weiß es genau. Niemand will es glauben, obwohl schon viele gesehen haben, wie die Frau in den See geworfen wurde."

"Hm."

"Und wieso wollen die Tiere das saftige Gras direkt oberhalb des Teiches nicht fressen? Dicht am Ufer ist der Boden zu naß, das Gras sauer, zugegeben – aber oben ist es erstklassig. Doch die Schafe scheuen, als ob das Kraut giftig wäre."

"Haben Sie es untersuchen lassen? Für alle Fälle."

"Ein schlechter Schäfer, der das nicht täte. Da gibt es nichts Absonderliches. Nur – die wollen es eben nicht fressen."

"Das ist tatsächlich seltsam", pflichtete ich ihm bei. Wie aber können Tiere einer Halluzination unterliegen? fügte ich für mich hinzu. Das ist doch undenkbar!*

"Kommen Sie, treten wir ans Ufer. Nero paßt derweilen schon auf meine Schutzbefohlenen auf."

"Er sieht abgekämpft aus. Vielleicht die Hitze, was?"

"Ja, die verträgt er gar nicht. – So, nehmen Sie Platz."

Von hier aus konnte ich den See bequem übersehen. Früher hatte sich an diesem Platz wohl so etwas wie ein Bootssteg befunden. Eventuell warea es auch Reste einer Badestelle. Jetzt lagen nur noch einige Bretter herum, die meisten von Gestrüpp überwuchert.

"Einsam hier", äußerte ich aus meinen Gedanken heraus.

Der Schäfer hatte sich inzwischen ebenfalls hingesetzt. Er stimmte mir zu. "Sehen Sie", sagte er nach einer langen Pause, in der wir die Ufer des Teiches betrachtet hatten, "im vorigen Sommer hat Doktor Winter sich der Sache angenommen. Er war Rechtsanwalt und verstand sich auf so etwas noch am besten. Alle Bibliotheken und Archive wurden durchsucht, er hat jedem von uns die Seele aus dem Leib gefragt. Aber in diesem Haus ist nichts Seltsames geschehen. Der letzte Besitzer war ein General, der mit seinem Hubschrauber abgeschossen wurde. Anschließend verfiel es, da niemand es haben wollte."

"Was hat das Haus mit der Sache zu tun?"

"Es gab da einige Mutmaßungen..., jedenfalls vermochte auch Doktor Winter nichts zu finden, was mit der Erscheinung zu tun hatte. Gleich gar nichts kann, man dazu sagen, daß jeder dieses Phänomen nur *einmal* sieht."

"Ich hätte einen Fachmann hinzugezogen!"

"Hat er damals versucht, der arme Doktor Winter. Sie haben ihn

und uns für verrückt und wichtigtuerisch erklärt. Wir würden uns dumme Witze erlauben, um der Sensation willen."

"Das war nicht gerade die höflichste Art",* gab ich zu. "Ich kann mir denken, wie das auf Sie gewirkt haben muß. Aber – was halten denn Sie von alledem? Sie haben doch sicher auch eine Meinung."

"Sie werden lachen..., ich bin gewiß altmodisch... Ich halte das für wahr."

"Bitte, inwiefern für wahr? Da draußen ist doch niemand."

"Aber da war einmal jemand. Dort wurde ein Mord begangen; und der Geist der Toten ersteht auf, um nach Rache zu rufen. Sehr wahrscheinlich ist die Tat nie geklärt worden – daher die Ruhelosigkeit der Ermordeten."

Etwas sehr mystisch, dachte ich. Aber war nicht auch das Geschehene oder treffender: das Gesehene – reichlich seltsam? Ungewöhnliches kann man nur mit Ungewöhnlichem vergleichen und erklären.

Der Teich lag immer noch schweigend im hellen Licht des Sommernachmittags. Von fern zwitscherten die Vögel, die Schafe blökten leise; Nero meldete sich heiser zu Wort, wohl, um für Ordnung zu sorgen. Es hätte überall so sein können. Doch etwas stimmte hier nicht.* Der Frieden war nur vorgetäuscht. Eine furchtbare Tat hing noch jetzt über allem. – Sogleich rief ich mich zur Ordnung. Nächstens würde ich wohl noch selbst an solchen Unsinn glauben

"Hat man den See abgesucht?" fragte ich.

"Ja, aber der Grund ist derart schlammig, daß dort wer weiß was liegen kann, ohne daß es jemand bemerkt. Sie haben ein paar Topfscherben aus der Steinzeit gefunden."

Dann kann das unmöglich ein Badestrand gewesen sein, ich korrigierte meine erste Mutmaßung. Im übrigen änderte das nichts an dem Merkwürdigen. Abgesehen vom Unsinn mit den Seelen – sollte tatsächlich etwas Reales dahinterstecken? Nicht einfach eine Täuschung? Täuschungen sind oft schwerer zu erklären als Tatsachen.

"Natürlich glauben Sie nicht an Geister", sprach der alte Schäfer inzwischen weiter. "Wie denn auch! Ich erwarte es von niemandem. Wer glaubt heute noch an irgend etwas? Aber wie wollen Sie sich das Geschehene anders erklären? Es hat viele Erklärungsversuche gegeben; bei manchen hätten wir wesentlich Schlimmeres glauben müssen als bloß an Geister. – Statt unentwegt nach Gespenstern zu suchen, können Sie auch ebenso unentwegt nach rationalen Lösungen suchen. Im Prinzip ist eins wie das andere!"

Dem konnte ich ganz gewiß nicht zustimmen, aber aus Höflichkeit widersprach ich nicht.

Der Schäfer erhob sich seufzend. “Na, ich will denn mal weiterziehen. Viel Glück beim Suchen, junger Mann! Sie werden Glück brauchen. Alle, die sich um dies Geheimnis bemühten, wurden irgendwie vom Verderben verfolgt. Denken Sie an Calin und seinen Lungenkrebs! Doktor Winter verbrannte in seinem Auto bei einem Unfall, seine Sekretärin wurde ermordet... Passen Sie auf sich auf! Außerdem werden Sie nichts finden, solange Sie sich so an den nächstliegenden Lösungen festklammern.”

Wir verabschiedeten uns, und ich blieb zurück. Die Frage, woher der Schäfer wohl einen derart umfangreichen Wortschatz hatte, blieb ungestellt. Hier in dieser Gegend war alles seltsam, die Landschaft nicht minder als die Menschen.

Ich hörte die Herde davonziehen, dann saß ich allein am Ufer des Teiches – des “verwunschenen Sees”, wie Calin sicher gern gesagt hätte. Bis er und sein einsamer Wagen wiederkamen, blieb mir noch eine Menge Zeit. Zu finden war hier freilich nichts.

Während der Unterhaltung mit dem Hirten hatte mir eine feine, verblaßte Erinnerung im Kopf gespukt. Ich hatte einmal eine Novelle gelesen; der Titel lautete wohl ‘Das Schloß von Möen’, und auch in ihr ging es um einen solchen Effekt, daß jemand anfangs etwas sah, was dann nicht mehr da war. Bloß hier hatte der Verfasser zum Schluß zugegeben, daß da eine unbewußte Täuschung des menschlichen Auges gewesen war, das eine Symmetrie herstellte, wo sie zerstört war. – An die Details erinnerte ich mich nicht mehr – aber an diesem Teich lagen die Dinge völlig anders.

Nein, sagte ich endlich zu mir. Hier gibt es nichts, was nur zu vervollständigen wäre. Daß bei flüchtigem Hinsehen die abgebrochene achte Ecke eines achtzackigen Sterns hinzugefügt wird, mag noch angehen. Doch niemals können viele Leute dieselbe Szene erfinden. Immer dieselbe!

Dann war sie also doch wahr?

Mir schauderte ein wenig bei diesem Gedanken, denn damit begab ich mich auf das Glatteis unrealistischer Theorien. Für den Mitarbeiter einer Versicherung, bei der nur Fakten zählten, ziemte sich das schwerlich. Aber an der Existenz eines merkwürdigen Effekts konnte ich nicht deuteln, wenn der unwiderruflich da war. Ob er freilich mit Geistern und Seelen zu tun hatte, stand auf einem anderen Blatt und war zu verneinen.

Ich betrachtete die besonnte Landschaft und überlegte, was wohl an der Mutmaßung des Schäfers wahr und was Phantasie sein mochte. Beweisbar war sicher das wenigste. Die Unglücksfälle – nun, mit derartigen Behauptungen ließ sich alles und auch jeweils das Gegenteil belegen. Vielleicht gerieten hier tatsächlich Wahrscheinlichkeit und

Kausalität zugleich außer Ordnung, die beiden gehörten ja zusammen. – Ich spazierte einmal rund um den See, so nahe am Wasser, wie es die sumpfigen Ufer erlaubten. Es fand sich absolut nichts Seltsames, lediglich einige Dinge, die die Sucher zurückgelassen hatten – Meßlatten, Netzstücke und natürlich ihr Boot.

Also setzte ich mich wieder hin und grübelte. Es war warm, und ich nickte ein wenig ein. Daß ich noch über eine Stunde Zeit hatte, wußte ich; aber bis zum Haltepunkt waren es nur einige Dutzend Schritte, und ich würde den Wagen todsicher hören.

Stimmen weckten mich. Zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, unterhielten sich; sie mochten es schon eine Zeitlang getan haben, aber jetzt war ihr Ton heftig.

"Du bist ein Schuft und ein Feigling obendrein!" sagte die Frau verächtlich. Dann hörte ich einen gräßlichen Schrei und war im nächsten Moment auf den Beinen und hellwach.

Auf dem See schwamm das Boot der Suchgruppe. Ein junger Mann – etwa in meiner Größe, mit braunen Haaren und einem dunklen, kurzen Bart, in einen grauen Anzug und gleichfarbenen Regenmantel gekleidet – schlug mit einem Knüppel auf die bereits Liegende ein. Das alles dauerte etwas weniger als eine Sekunde, und ich begriff weder, wieviel Zeit seit meinem Einschlafen. verstrichen war, noch, wann und wie die beiden das Boot bestiegen haben mochten. Ich sah reglos zu, völlig verwirrt. Dann jedoch rannte ich los und stand bereits auf den Resten des Landestegs, als der Mann sein Opfer über Bord stieß. Nur ganz von fern kam mir die Idee, ich sähe jetzt dem Schauspiel aus der Nähe zu und demzufolge sei überhaupt nichts zu tun, weil Geister ja längst tot sind.

"Halt! Bleiben Sie stehen!"* brüllte ich aus Leibeskräften und zog meine Schreckschußpistole aus der Jackentasche. "Polizei!"

Der Mörder zuckte zusammen und starrte mich so entsetzt an wie ich ihn. Instinktiv versuchte er zu flüchten. Der See aber war nicht so groß, daß er mir hätte entkommen können. Außerdem sah er die Waffe in meiner Hand, hielt sie für echt und gab auf.

Von seinem Opfer war nichts mehr zu sehen, die Leiche war versunken; vielleicht hatte er sie mit etwas beschwert. Alles war so unheimlich schnell vor sich gegangen, und ich war noch ziemlich schlaftrunken gewesen.

"Kommen Sie an Land, und machen Sie keine Dummheiten!" befahl ich so barsch wie möglich.

Der Mörder widersetzte sich nicht und stieg finsteren Gesichts auf die verrotteten Balken des Stegs.

Ich sah indes auf die Uhr. Höchste Zeit, zum Haltepunkt zu kommen, wenn ich den Wagen nicht verpassen wollte...

An dieser Stelle setzt meine Erinnerung aus, und ich kann die Vorgänge nicht weiter schildern. Ich nehme aber an, daß mich der Mörder in diesem Augenblick überrumpelte und niederschlug.

Als ich wieder zu mir kam, knieten mehrere Menschen neben mir. Ein Polizist erklärte mir, ich sei wegen Mordverdachts an einer jungen Frau – er nannte ihren Namen, aber ich wiederhole, daß ich ihn nie zuvor gehört habe – festgenommen. Meinen Erklärungen glaubte niemand, und so kam es zu diesem Prozeß.

Selbstverständlich weiß ich, daß die Leiche gefunden wurde. Jetzt! Aber immerhin kann der von mir benannte Zeuge Calin darlegen, daß ich nur deswegen an jenem Haltepunkt ausstieg, weil ich dem oben beschriebenen Phänomen nachgehen wollte.

Ich kann nicht erklären, wieso ich und viele andere Menschen eine Tat gesehen haben, die erst später begangen wurde. Ursache und Folge hatten sich vertauscht, aber nur gelegentlich und nur an einer Stelle. Immerhin ist nunmehr klar, wieso nie ein Anhaltspunkt zu finden war – die Tat war schließlich noch nicht verübt. *Daß* dieser Effekt auftrat, können viele Einwohner der Umgegend bezeugen.

An dieser Stelle möchte ich nochmals auf meinen Antrag hinweisen, den von mir beschriebenen Mann zu suchen. *Er* ist der Mörder jener Frau, auch wenn er – zugegeben – mir recht ähnlich sieht, so daß die Zeugen unsicher wurden und weder ja noch nein sagten. Ebenso fordere ich eine Untersuchung des Sachverhalts, wieso der Mord gesehen wurde, bevor er geschah. Das dürfte der Schlüssel zu allem sein...

1976

Rolf Krohn

DORNRÖSCHEN

Es war im Februar vor nunmehr zwei Jahren. Wir feierten den Karneval. Überall ging es laut und lustig zu; viel Wein, viel Bier und andere Anregungsmittel wurden verputzt. In den geschmückten Räumen drängten sich die Masken – kurz, es herrschte der gleiche bunte Trubel wie jedes Jahr um diese Zeit. Jeder kennt ja die Stimmung: Der Winter mit seinen dunklen Tagen und langen Nächten weicht allmählich, und auch außerhalb der Städte werden die Wege endlich wieder trocken. Bald blühen die ersten Blumen, wird Grün erneut zur dominierenden Farbe...

Ich wurde ebenfalls von dieser beinahe übermütigen Stimmung ergriffen. Erst tags zuvor war ich von einer Inspektion in die Stadt zurückgekehrt und hatte mich über die Witterungsverhältnisse außerhalb der großen Wetterglocke geärgert – Schneematsch, Schneeregen und Nachtfröste!

Aus irgendeinem Grund war ich zu spät zur Feier gekommen. Zu verpassen gab es zwar nichts, aber es würde nicht leicht sein, meine Freunde zu finden, denn keiner hatte verraten, was er darstellen wollte. Nun, daran ließ sich nichts mehr ändern.* Vielleicht war es sogar besser so?* Einmal alles ganz unbeeinflußt anschauen...

Ein Platz im Trubel fand sich alsbald. Fürs erste ließ ich mich nieder und trank ein paar Gläser Wein, um die notwendige Gemütslage zu erzielen. Außerdem bot sich dabei die Gelegenheit, meine Umgebung in Augenschein zu nehmen.

Habe ich schon gesagt, daß ich mich als Römer verkleidet hatte? Sie können es mir ruhig glauben, ich war der waschechteste Legionskommandeur, den es je gab. So echt hatten vielleicht nicht einmal die wirklichen Militärtribunen ausgesehen.

“Salve, Cäsar!” Mir winkten drei Masken zu – sie waren offensichtlich aus Sitting Bulls Kampfscharen direkt zum Karneval gekommen. Ich erkannte sie nicht, vorsichtshalber grüßte ich zurück.

Der größere Teil der Besuchermeute lief noch unschlüssig umher und amüsierte sich über die mehr oder weniger genialen Ideen der anderen. Ich jedoch betrachtete meine nähere Umgebung und fand sie recht anziehend. Links saßen drei offenbar jüngere Damen, die sich angeregt unterhielten – worüber, begriff ich nicht – und fast pausenlos kicherten. Vielleicht noch etwas albern! urteilte ich und wandte mich der anderen Seite zu. Hier plauderten drei Herren undefinierbaren Alters mit vier Mädchen. Ich hörte halb hin und bemerkte sehr schnell, daß sie sich

nicht kannten – eben eine Faschingsbekanntschaft!

Schon nach wenigen Minuten fiel nur auf, daß sich eines der Mädchen fast gar nicht am Gespräch beteiligte. Den anderen konnte es kaum verbargen geblieben sein; aber keine Bemerkung fiel. Man war einander einfach noch fremd.

Auch ich hatte das Mädchen bisher nie gesehen. Das besagte natürlich gar nichts. Unser Städtchen ist mit ein paar hunderttausend Einwohnern recht groß, und der Teufel mochte wissen, wer alles sich hierhergezogen fühlte.

"Nun, Sie stolzer Krieger!" Eine Südseeinsulanerin mit sehr wenig Stoff am Körper störte mein Nachdenken. "Was tun die Legionen?"

"Sie stehen vor der Tür!" gab ich kurz zurück. "Wenn der Durst meiner Mannen zu groß wird, werden sie schon hereinstürmen."

"Aha!" sagte eine zweite Dame, die der Marquise von Pompadour die Garderobe entwendet haben mochte. "Und dann wollen Sie uns vor den Leuten beschützen, nicht wahr?"

"Ganz recht! Und ich nehm's mit zwei Legionen auf einmal auf!" verkündete ich stolz und mutig und angelte mir ein volles Glas Punsch. "Zum Wohl Auf die Legionen!"

Später tanzten und lachten wir, plauderten und scherzten. Dann entfernten sich zwei der Tischgenossen, und die Runde löste sich auf. Natürlich hätte ich – wie die anderen – in eine der benachbarten Tischgesellschaften hineinschlüpfen können. Ich tat es indes nicht, sondern nahm neben dem schweigsamen Mädchen Platz.

"Was steht zu Befehl, Dornröschen?" erkundigte ich mich nach einer Pause.

Sie blickte auf und heftete ihre großen blauen Augen ein wenig erstaunt auf mich. "Wieso Dornröschen?" Ihre Stimme war erstaunlich weich und dennoch klar.

"Na, wenn wir den Märchen der Gebrüder Grimm glauben wollen, schlief die arme Prinzessin so lange, bis sie jemand weckte..., wachküßte! Sie sind auch eine Prinzessin – wenigstens heute -, und still sind Sie ebenfalls..., warum also nicht Dornröschen?"

Ein mattes Lächeln flog über ihr hübsches Gesicht. "Gut, bleiben wir dabei.* Und Sie sind dann Cäsar?"

"Um Himmels willen, nein! Cäsar wurde ermordet, dagegen habe ich einiges einzuwenden! Nein, ich bin irgendein Römer – es gibt ja viele."

Darauf erwiderte sie nichts.

Übrigens sah das Mädchen sehr gut aus. Wie gesagt, ihr Gewand war das einer Prinzessin aus den alten Märchen. Eine golden schimmernde Krone steckte in den langen, blonden Haaren. Das Blond war echt, wie ich

sofort sachkundig feststellte.

"Hat Seine Majestät keinen Einwand erhoben?" wollte ich wissen. "Meist werden die Königstöchter doch recht sorgsam bewacht."

"Das ist schon wahr – aber nicht zur Karnevalszeit. Da bekomme ich Ausgeherlaubnis..., um Herzen zu brechen."

"O wie gefährlich!" Ich bemühte mich, sehr erschrocken auszusehen. Soweit ich einen Menschen beurteilen kann – Dornröschen hatte einen verborgenen Kummer. Freilich sagte sie nichts dergleichen, ich hätte es auch nicht erwartet. Aber irgendwie konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie sehr traurig war. Zur Karnevalszeit nun ja, es konnte schon vorkommen. Ihr blasses, etwas schmales Gesicht lächtelte selten und lachte fast nie.

Indes blieben die Zeiger der Uhren nicht stehen, sie liefen hurtig weiter, und nach und nach begann sich der Saal doch sichtlich zu leeren.

Wir hatten um Mitternacht das Du vereinbart. Sie war mit einigem Zögern darauf eingegangen.

"Ich fürchte, es ist an der Zeit", murmelte ich.

"Ja", erwiderte sie, "ich muß auch zurück..."

"Selbstverständlich bringe ich dich nach Hause. Hoffentlich ist es recht schön weit!"

Das Mädchen blickte mich etwas erstaunt an. "Eine Viertelstunde, wenn man sich beeilt."

"Dann lassen wir uns Zeit..."

Auch das überging sie mit Schweigen.

Als wir uns erhoben, hatten sich die meisten Gäste längst verzogen. Nicht, daß wir die letzten gewesen wären, doch wir gehörten zu ihnen.

Ich half ihr in einen goldbeborteten Purpurmantel, auf den die helle Seide eines Kopftuches fiel, alles ganz stilecht. Ohne es auszusprechen, bewunderte ich ihre Schneiderkünste – oder jedenfalls die desjenigen, der das Kostüm angefertigt hatte. Ein Römer war schwerlich die passende Begleitung dazu, aber der Karneval erlaubt vieles.

Wir gingen zu Fuß. Schneematsch gab es nur noch außerhalb der großen Wetterglocken, und selbst den kalten Wind hatte man ausgesperrt.

"Warum willst du mir eigentlich nicht deinen Namen sagen?" forschte ich neugierig. Im blassen Mondschein, der durch die Kuppel drang, und im schwachen Lampenlicht sah ich von ihrem Gesicht nur einen Schimmer. Sie wandte es zur Seite.

"Du willst auch alles wissen. Wart's ab, vielleicht morgen, vielleicht übermorgen – nein, übermorgen nicht mehr..."

"Hm. Kommst du morgen wieder?"

"Ja, natürlich."

So natürlich fand ich es nun auch wieder nicht, zumal nicht nach

dem eben Gesagten; doch gefiel es mir, daß sie es versprach.

"Aber irgendwie muß ich dich doch nennen können! Sollen wir bei 'Dornröschen' bleiben? Meinethalben, doch..."

Ein Lächeln zog über ihr blasses Gesicht. "Warum nicht? Es stimmt ja alles."

"Gewiß – bis auf die hundert Jahre Schlaf!" rief ich lachend und mußte erstaunt feststellen, daß sie nicht eine Miene verzog. Im Gegenteil, sie schien noch trauriger zu werden.

Mir war sonnenklar, daß sich hinter alldem ein Geheimnis verbarg, und nur eines verwunderte mich: Weshalb schwieg sie? Sie konnte es mir doch ruhig erzählen. Vor wem oder wovor fürchtete sie sich eigentlich, was mochte ihr Kummer bereiten?

"Ja, wir sind da. Vielen Dank für die Begleitung!" sagte sie und fügte dann zögernd hinzu: "Der Abend war wirkIich hübsch!"

Für einen Augenblick zauderte ich. Sollte ich mir einen Kuß als Dank dafür ausbitten? Ich tat es dann doch nicht, denn morgen war auch noch ein Tag...

Wir verabschiedeten uns, sie huschte davon und lief über die breite Treppe in das kaum beleuchtete alte Schloß hinein.

Eine Kunststudentin also! In diesem Gebäudekomplex befand sich neben dem Stadtmuseum nämlich auch das Internat der hiesigen Hochschule.

Ich hatte am nächsten Morgen – eigentlich war es bereits der desselben Tages – überlegt, ob ich Dornröschen abholen sollte. Aber ich entschied mich, es nicht zu tun; nicht, weil ich es nicht gern getan hätte, sondern weil ich ihren Namen nicht wußte. Sollte ich womöglich stundenlang vergeblich vor dem Portal warten?

Als der zweite Faschingsball begann, war ich jedenfalls zur Stelle. Niemand sollte mir meine "Eroberung" abspenstig machen! Was ein römischer Offizier hat, das hat er!

Sorgfältig visitierte ich einen Saal nach dem anderen und verbot mir, enttäuscht zu sein, falls ich sie nicht fand. In der Tat, sie war nicht da. Noch nicht da, setzte ich hinzu...

Wahrscheinlich wäre alles ganz anders gekommen, wenn sie an diesem Abend wirklich nicht erschienen wäre. Ich hätte sie nach und nach vergessen. Gegen acht Uhr jedoch trat sie ein, stolz und schön, wie eine Prinzessin zu sein hat. Da ich den Eingang verständlicherweise nicht aus den Augen gelassen hatte, sah ich sie sofort und winkte ihr zu. Sie entdeckte mich ebenfalls und lächelte mir schwach zu.

Wir begrüßten uns, und ich erklärte, wie hübsch sie aussehe, daß

sie noch fröhlicher erscheine als tags zuvor – und so weiter in dieser Art.

"Nun, Prinzessin, was stellen wir heute an?"*

"Was schlägst du vor, größter aller Römer?"

Ich zählte ihr eine Reihe von Vergnügungen auf, aber von allem schien sie nicht sonderlich begeistert zu sein.

"Was ist denn mit dir los, Mädchen?"* fragte ich schließlich. "Du schaust weiß Gott gerade so aus, als wolltest du jeden Augenblick zu weinen anfangen. Geht die Welt unter?"

"Leider nicht", erwiderte sie und sah an mir vorbei.

Ich hob die Brauen – und hatte begriffen. Nun, Weltuntergangsstimmungen kannte ich. Auch von mir selbst. Sie waren schwer zu beheben. Dennoch konnte man versuchen...

"Wart's ab! Damit werden wir fertig!"* versicherte ich ihr. "Komm mit, Dornröschen, ich habe eine Idee!"

Ein bißchen erstaunt folgte sie mir. Wir ließen uns an der Bar nieder und tranken zunächst ein paar Gläser einer Spezialmischung zum Aufmuntern. Der Erfolg war freilich minimal.

"Und nun komm, wir gehen ein wenig spazieren!"

Sie lief widerspruchslos mit. Der Park war um diese Zeit noch ziemlich leer. Erfahrungsgemäß kamen die Pärchen erst später. Bis dahin würde uns kaum jemand stören.

Ich zog sie auf die Bank neben mich. "An der Nasenspitze sieht man's dir an", begann ich, "wirklich, es ist gar nicht zu übersehen, daß dich irgend etwas bedrückt. Warum willst du nicht darüber sprechen? Meinst du, vom Schweigen wird etwas besser? Prinzessin, du gibst mir komplizierte Rätsel auf!"

Sie spielte mit dem dünnen Schleiergewebe und sah zu Boden. Blaß, müde und bedrückt wirkte sie – mein Dornröschen, das verwunschene Prinzeßchen aus dem Märchenland.

"Warum willst du es erfahren?" erkundigte sie sich, und ihre Stimme war kaum zu hören. "Was nützt es dir, das zu wissen?"

"Warum? Himmel, weshalb soll ich dir nicht helfen, wenn du doch offensichtlich Hilfe nötig hast?"

"Du glaubst, daß ich Hilfe brauche?"

"Ja, das denke ich. Ich kann mich zwar irren, aber mir scheint, dich bedrückt etwas. Vielleicht kann ich dir wirklich helfen. Und wenn nicht, so erleichtert es dich bestimmt, von deinen Sorgen zu sprechen."

Eine Minute verging, eine zweite, eine dritte. Ich sah, wie sie mit sich rang. Schließlich rannen ihr Tränen über das Gesicht.

"Du meinst es gewiß gut,"* flüsterte sie",aber ich kann nicht reden. Ich kann nicht.

"Du kannst nicht darüber reden? So was gibt's doch gar nicht!"*

“Doch, das gibt es”, erwiderte sie tonlos. “Das gibt es. Es wäre Unsinn, wenn ich spräche..., ich muß schweigen...” Sie brach ab und blickte auf den feingeharkten Sand des Weges. Von neuem rannen die Tränen.

Ich strich ihr zaghaft übers Haar. “Und deshalb sagst du mir auch deinen Namen nicht?”

“Deswegen.”

“Und du siehst keinen Ausweg?”*

“Es gibt keinen.”

“Aber, Prinzessin! Du verbaust dir doch den Ausweg selbst! Niemand darf dich heutzutage bedrohen – wir leben nicht mehr im Mittelalter. Und wenn dir Hilfe angeboten wird, solltest du sie annehmen. Zu zweit findet sich leichter eine Lösung.”

Unfern spazierte ein Pärchen vorbei, und wenn es uns auch nicht bemerkte und lediglich füreinander Augen hatte, so waren wir doch genötigt, eine Pause einzulegen. Wirklich, ich verstand das Mädchen nicht ganz. Konnte heute noch jemand so ängstlich sein, daß er nicht einmal sagte, wovor er sich fürchtete? Und wieso? Vor wem? Fragen, die sie nicht beantworten wollte.

“Lassen wir dies Thema fallen”,* sagte ich und hörte sie erleichtert aufatmen. “Reden wir von etwas anderem – vielleicht von der Kunst. Was studierst du eigentlich?”

“Ich?”

“Nicht? Ich sah dich doch gestern – oder vielmehr heute früh – ins Internat gehen. Du warst dort also nur zu Gast.”

“Ich wohne nicht im Wohnheim”, erwiderte sie leise. Dann aber biß sie sich wieder auf die blassen Lippen und schwieg verschüchtert. Wovor nur hatte sie Angst?

“Ach, Dornröschen!” sagte ich, und es erschien mir plötzlich das Natürlichste der Welt, sie fest an mich zu ziehen. “Ich will dir doch bloß helfen, Prinzeß aus dem Märchenland.”

Ohne etwas zu erwidern, lehnte sie ihren Kopf gegen meine Schulter.

“Sprich einmal mit deinen Eltern!” schlug ich vor.

“Ich habe keine Eltern mehr”, sagte sie leise. “Sie sind schon lange, sehr lange tot. Ich habe niemand mehr.”

Eine Weile hindurch sagte niemand von uns etwas. Sie blickte entweder zu Boden oder in eine unbestimmte Weite. Ich zauderte und überlegte.

Welch seltsames Mädchen! Sie war schön und auch klug. Wie paßte das mit dieser Resignation zusammen?

“Du wohnst allein?”

“Ja.

“Das hört sich schon wieder so ängstlich an. Aber was, um Himmels willen, was bedroht dich bloß? Ich würde eine Menge darum geben, wenn ich’s wüßte.”

“Du müßtest viel zuviel dafür geben, um es zu erfahren”, korrigierte sie sanft. “Und wir sollten nicht weiter davon sprechen.* Du bist sehr nett zu mir, ich versuche es dir gleichzutun – aber mehr kann daraus nicht werden. Verstehst du das?”

“Nein”, brummte ich und begriff in der Tat nichts.

“Ich..., ich bin... gewissermaßen zu Besuch hier”, erläuterte sie, ohne mich dabei anzublicken, “und... die Bedingungen sind eben so.”

“Wer kann denn solche Bedingungen stellen?”

Darauf erhielt ich keine Antwort. Sie drückte sich an mich, rührte sich nicht.

“Mein Wort darauf:* Du bist wahrscheinlich das schönste, aber ganz gewiß das eigenartigste Mädchen, das ich je kennengelernt habe. Eine verwunschene Prinzessin, wie sie im Buch steht.”

“Mußt du mich so quälen?” fragte sie leise.

Es dauerte lange, bis wir in den Saal zurückkehrten. Inzwischen war es zehn Uhr, und der Karneval strebte seinem Höhepunkt zu. Man verstand sein eigenes Wort nicht mehr.

Eine Weile überließen wir uns einer Musikgruppe, und ziemlich erschöpft strebten wir der Bar zu, um uns zu erfrischen. Dort war kein Platz frei, deshalb kehrten wir um und verbargen uns in einer Nische.

Mein Dornröschen hatte inzwischen etwas von ihrer Trauer aus dem Blick verloren. Daß sie schön aussah, habe ich schon gesagt, und so registrierte ich befriedigt einige prüfende und vielleicht etwas neidische Blicke anderer junger Leute.

“Ave, Cäsar, Indien entbietet Rom seinen Gruß”, sagte jemand, und zugleich blitzte es grell auf. Ein Hindu – wohl ein Brahmane – verneigte sich und bat heuchlerisch um Entschuldigung.

An der Sprache erkannte ich meinen Freund Fred. Er pflegt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seinen Fotoapparat bei sich zu haben.

“Cäsar, Cäsar! Rom ist in Gefahr”, sagte Fred mit bekümmerter Miene. “Wie kann sich ein Römer aus dem edlen Blut der Julier mit einer Nichtrömerin an einen Tisch setzen? Nein, so etwas! Gestatten Sie, Prinzessin, daß ich Platz nehme und Sie mitbewundere? Was macht der Drache?”

Sie schaute ihn verwundert an und wußte anscheinend nicht, was

sie antworten sollte.

Ich stieß Fred an. “Freddy, wie benimmt man sich einer Dame gegenüber? Ganz Indien schämt sich deiner!”

“Das ist wahr”, gab er zerknirscht zu. “Dennoch... Prinzessin, darf ich Ihnen etwas sagen?”

“Ja, bitte?”

“Sie sind viel zu nett für den Klotz da drüben! Aber sagen Sie ihm das bloß nicht weiter!”

Eben noch rechtzeitig brachte er seine Schienbeine aus der Reichweite meiner Legionärsstiefel. Dann erhob er sich rasch, verabschiedete sich und verschwand im Gewühl.

“Nun, was sagst du zu meinem Freund Fred?” fragte ich nach einer Pause.

Sie schreckte auf, offenbar weilten ihre Gedanken ganz woanders. “Ich? Ich kenne ihn ja gar nicht. Was soll ich da schon sagen?”

Sie warf einen Blick auf die Uhr über dem Durchgang zur Terrasse. “Sei mir nicht böse, aber ich muß jetzt gehen. Um zwölf muß ich zu Hause sein.”

“Gerade zur Geisterstunde, Dornröschen?” erkundigte ich mich lächelnd.

“Gerade darum..., es kann natürlich auch früher sein. Manches Jahr...” Sie brach hastig ab und schaute verlegen beiseite.

“Na gut – wenn es sein muß!* Ich bringe dich natürlich nach Hause.”

Wir gingen. Sie hüllte sich in ihren Purpurmantel, als ob es wer weiß wie kalt sei. Selbstverständlich war es das nicht, denn die Temperatur in den Städten ist nicht mehr von der Jahreszeit abhängig.

“Und morgen ist der Karneval vorbei”, murmelte ich draußen. “Einfach gewesen.”

“Ja”, seufzte sie.

“Dornröschen – wann kann ich dich wiedersehen?”

“Es wird nicht gehen.”

“Warum nicht? Willst du nicht?”

“Doch, doch, ich hätte gewiß nichts dagegen. Nur...”

Und wieder schwieg sie und ließ sich nicht bewegen, ihr merkwürdiges Verhalten zu erklären.

“Na, wenn du es willst, und ich es möchte, was braucht es da mehr? Sagen wir... nächstes Wochenende, hm? Ich wüßte da schon eine Stelle...”

Daß ich den Ort aus mehreren solcher Treffen kannte, verriet ich ihr natürlich nicht. Im übrigen wäre es mir gar nicht so unlieb gewesen, wenn sie den anderen Mädchen in mancher Hinsicht mehr geglichen und sie mir nicht so viele Rätsel aufgegeben hätte.

“Ach, Cäsar”, sagte sie. “Du stellst dir das alles so einfach vor.* Es geht nicht. Es geht wirklich nicht! Wenn ich zu entscheiden hätte... Aber was soll’s!”

Was es sollte!

“Dornröschen, ich mag dich sehr – wenigstens soweit man das nach anderthalb Tagen beurteilen kann. Vielleicht täuschen wir uns, das kann vorkommen. Aber es wäre doch zu versuchen... Du jedoch schweigst von allem, als wäre es sonstwas!”

“Vielleicht *ist* es sonstwas?”

“Aber Prinzessin! Welch furchtbare Sache sollte es sein, etwa seinen Namen zu nennen?”

“Ich... könnte es tun, aber...”

“Was aber?”

“Du würdest mich für wahnsinnig erklären!”

“Glaubst du so was? Ich sehe keinen Grund dazu.* Was kannst du für deinen Namen? Schließlich hast ja nicht du ihn ausgesucht.”

“Versprich mir, daß du alles für dich behältst.”

“Wieso? Ich begreife nicht...”

“Versprich es mir!”

“Gut”, versprach ich, “ich werde meinen Mund halten – wenn es nicht irgendwas Schiefes ist – du verstehst schon?”

“Das ist es nicht. – Komm mit; hier kann ich dir das nicht erklären!”

Wir gingen jetzt schneller; und da es nicht weit vom Festsaal bis zum Schloß war, kamen wir bald an. Diesmal verabschiedeten wir uns nicht unten. Sie zog mich an der Hand die Treppe hoch. Wir erreichten die Vorhalle, und ich wußte von früheren Bekanntschaften, daß es rechts ins Internat hinaufging.

Links und in der Mitte führten Treppen in die Museumsräume, die vermutlich um diese Zeit verschlossen waren.

Sie bog mit mir in einen finsteren Gang ein und geleitete mich in ein geräumiges, düsteres Gewölbe – die Schloßkapelle. Durch die schmalen Fenster schimmerte Mondlicht herein, eben so viel, daß es nicht stockfinster war.

“Hier”, sie berührte eine Wandplatte, “ruht mein Urgroßvater. Er soll ein mächtiger Mann gewesen sein, das habe ich von meinen Eltern erfahren. Du kannst dir so etwas gewiß kaum noch vorstellen, aber weite Teile des Landes ringsum unterstanden seinem Befehl. Das alles war vor langer Zeit – es gab noch nicht einmal Schießpulver..., nur damit du einen Anhaltspunkt hast!”

“Ich verstehe dich nicht... Wenn dein Urgroßvater vor Jahrhunderten gelebt hat, dann...?”

“Unter der Herrschaft seiner Kinder und Enkel – also meiner Großeltern und Eltern – ging es mit der Macht der Familie abwärts. Ich habe das nie ganz begriffen; aber als ich herangewachsen war, gehörte uns nur noch dieses Schloß, das heute Museum ist.”

“Aber...”

Sie legte mir die Hand auf den Mund. “Warte und laß mich erst zu Ende erzählen. Meine Zeit ist bemessen.”* Doch sie unterbrach sich selbst und legte eine Pause ein. Endlich sprach sie leise weiter: “Ich sollte einen benachbarten Grafen heiraten – du weißt, was ein Graf ist? Seine Besitzungen sollten mit den unseren vereint werden, damals war das gang und gäbe. Zur Hochzeit kam es dann freilich nicht; einige Zeit vorher wurde es mir während eines Spazierganges schwindlig, ich verlor das Bewußtsein.” Sie redete hastig, als wolle sie es rasch hinter sich bringen. “Heute glaube ich, daß es eine Art Starrkrampf war. Ich habe keine Ahnung, wie es wirklich dazu kam. Und dann...”

“Moment mal, wie war das?”*

“Ja, und dann passierte und passiert jetzt noch etwas ganz Seltsames. Jedes Jahr erwache ich wie aus einem tiefen Schlaf und befinde mich an dieser Stelle – wie Dornröschen, der Vergleich ist treffend! Zwei Tage lang lebe ich und kann tun und lassen, was mir paßt. Dann weiß ich ganz unvermittelt nichts von mir und wache erst wieder im nächsten Jahr auf. Und wieder hier!”

“Da hast du dir ja eine hübsche Geschichte ausgedacht”, sagte ich lachend. “Zauberei! Zeitreise! Wirklich großartig!”

“Das ist kein Scherz”, entgegnete sie traurig. “Ich weiß noch nicht einmal, warum ich stets zur Karnevalszeit zu mir komme. Vielleicht ist es Zufall, vielleicht nicht. Wie gesagt, ich habe nicht die geringste Ahnung.

Ich nehme dir nicht übel, daß du mir nicht glaubst.* Bis jetzt hat noch niemand mir geglaubt – darum wollte ich dir auch nichts sagen. Du hast es aber selbst gewollt...”*

Ich vermeinte zu träumen. Was für ein Unsinn!* Und doch blieb sie merkwürdig ernst bei ihrem Scherz.

“Ja, meinst du, es gefällt mir, nicht zu leben und nicht zu sterben?” fuhr die Prinzessin müde fort. “Zwei Tage in jedem Jahr – und das seit einer Ewigkeit.”

Sie wies auf eine Grabplatte. Das Licht war so schwach, daß man die Inschrift ohne eine Lampe nicht lesen konnte. Ich strengte meine Augen vergeblich an.

“Das da ist mein Grab, wenn du es so nennen willst. Wenn es hell wäre, könntest du alles lesen, was darauf geschrieben steht. Tu es morgen, dann bin ich wenigstens nicht dabei. Ich kann diesen Stein nicht mehr anschauen! Das Jahr zwölfhundertzweiundvierzig steht darauf. Rechne

nach, wie lange ich schon leide, und du wirst verstehen, warum ich dir und mir diese Szene ersparen wollte."*

"Hör mal, Prinzeßchen", sagte ich vorsichtig. "Für einen Spaß ist das kein Thema. Sei bitte ganz ehrlich, Hand aufs Herz! Warum willst du mich so beschwindeln? So was gibt es ja nicht!"*

"Natürlich weiß ich das", sagte sie trocken und setzte sich auf die Deckplatte ihrer Gruft, als sei das ein Sessel. "Aber ich muß so leben – wenn man das ein Leben nennen darf! Meinst du, ich mochte nicht, daß da ein Schluß ist? Denkst du, ich will mich nicht verlieben? Hier gibt es keinen Ausweg..."

Ich musterte die Platte. In der Finsternis ließ sich nichts überprüfen. Doch zweifellos hatten die Historiker bereits früher schon alles durchwühlt. Das alles mußte einfach Unsinn sein...*

"Amtlich bin ich tot wie meine Vorfahren", sagte sie, "und nur hin und wieder besuche ich die Welt. Sag selbst, was für eine Geliebte wäre ich?"

Ich erwiderte nichts. Was hätte ich sagen sollen? Wenn an ihrer Geschichte auch nur ein Fünkchen Wahrheit war – doch selbst dies Quentchen wäre schon Wahnsinn! -, was mußte sie dann durchgemacht haben!

"Sieh bitte auf die Uhr!" flüsterte sie. "Nicht wahr, es fehlt nicht mehr viel bis zwölf?"

"Ein paar Minuten, wenn die Uhr richtig geht." Angestrengt blickte ich auf das Leuchtzifferblatt und ärgerte mich, als mir gerade jetzt einfiel, daß ein Römer ja auch keine Armbanduhr getragen haben konnte.

"Wie kann ich dir nur helfen", sagte ich deshalb schnell, obwohl ich von der Wahrheit ihres Berichts noch immer nicht überzeugt war.

"Man würde dir niemals glauben. Auch mir hat niemand Glauben geschenkt. Alles, was ich erreichte, war, daß man eine Menge Spukgeschichten von diesem Schloß erzählte. Keiner kam auf die Idee, daß es die Wahrheit ist. Und falls mir doch jemand glaubt, was könnte er erreichen?"

"Wenn man von vornherein aufgibt, wird sich nichts ändern. Aber wenn alles wirklich stimmt... Verzeih, ich kann's immer noch nicht ganz glauben..."*

Sie schien zaghaft zu lächeln, obwohl Tränen in ihren Augen stehen mochten. Ich hörte es aus ihren Worten heraus.

"Siehst du! Selbst du zweifelst..., wer sollte mir da schon glauben!"

"Ich werde es versuchen. Auf jeden Fall werde ich der Sache nachgehen. Wenn daran was wahr ist, wird es sich zeigen. Und vielleicht..."

"Ach, wenn du mich retten könntest! Meine Krone gäbe ich drum!

Äber es wird sinnlos sein. Du bringst dich nur ins Unglück.* Sie werden dich für verrückt erklären."

"Einen Versuch ist es wohl wert!* Nur – wo soll man die Beweise suchen?"

Sie hob die schönen Schultern – sie wußte es so wenig wie ich.

"Es ist Zeit", sagte mein Dornröschen leise, aber deutlich. "Leb wohl!"

Sie wandte sich um, kehrte aber noch einmal zurück und gab mir einen flüchtigen Kuß. Dann...

...dann begann plötzlich, wie an einem heißen Tag, die Luft ringsum zu flimmern. Es war, als ob ein leuchtender, glimmender Nebel das düstere Gemach erfüllte, ein Nebel, der zwar hell war, aber nicht erhellte. Alles ringsum wurde unwirklich und verschwommen. Langsam löste sich der Dunst wieder auf – der Raum war leer. Ich starrte die Grabplatte an, aber sie lag so massig wie zuvor auf der Gruft und hatte sich gewiß nicht gerührt.

Wie ich das Gewölbe verlassen habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß ebensowenig, wann, wo und von wem ich gefunden wurde...

Ich erwachte in einer Nervenklinik. Das heißt, als ich aufwachte, war mir noch nicht klar, daß es sich um eine solche handelte. Ich erfuhr es bei der Visite. Man sagte mir auch, daß mich Passanten auf der Freitreppe vor dem Museum gefunden hätten, bewußtlos, offenbar unter der Wirkung eines schweren Schocks.

"Die Diagnostikmaschine, junger Freund, hat bald herausbekommen, daß Sie sich einen Nervenzusammenbruch geleistet haben. Überlastung – Sie haben zuviel gearbeitet, wie es scheint, was?"

Sehr einfach! Nervenzusammenbruch. Und mein Dornröschen? Das war dann eine Halluzination?

Der Chefarzt glaubte mir offensichtlich nicht ein Wort, als ich ihm unter vier Augen die Geschichte erzählte. An seiner Stelle hätte ich es nicht anders getan. Aber war es nicht meine Pflicht, dem Prinzeßchen zu helfen? Hatte sie mich nicht darum gebeten?

Der Chefarzt hörte sich alles an und schüttelte sorgenvoll den haararmen Kopf.

"Herr Doktor, gewiß wollen Sie Beweise sehen! Sonst klingt alles recht unwahrscheinlich, nicht wahr?"

"Beweise sind notwendig", erwiderte er ernst. "Wir armen Psychiater machen es wie die Polizei. Zunächst einmal lächeln wir zu allem und glauben gar nichts. Zuweilen nicht mal das, was wir selbst sagen. Sie können sich ja denken, wie Ihr Bericht in meinen Ohren klingen muß. Wir beide wollen uns nichts vormachen, niemand hört uns zu, kein Tonband, nichts! Ehrlich gesagt, ohne Beweis darf ich das nicht glauben.

Ich könnte so tun, aber wozu? Der Psychotest bescheinigt Ihnen mittlere Stabilität, ich kann mir also nicht denken, daß Sie einen Defekt haben – doch es wäre ja möglich. Also, suchen wir nach Beweisen für oder gegen Ihre Erzählung. Am besten gleich!"

Ich dachte eine Weile nach. "Helfen Sie mir, Herr Doktr! Wo könnten sich Beweise finden? Sie wissen es vielleicht besser als ich. Ich bin noch nicht hundertprozentig wiederhergestellt. Geben Sie mir einen Rat!"

Er runzelte die Stirn und lächelte unvermittelt. "Ihr Freund Bert hat..."

"Fred!"

"Ja, Fred..., der hat Sie samt Begleitung fotografiert, wie Sie sagen. Das Bild müßte aufzutreiben sein, nicht wahr?"

"Ja – das wäre ein Argument. Können Sie sich darum kümmern?"

Er nickte. "Wird gemacht."

"Und vielleicht hat uns auch jemand gesehen, als wir ins Schloß gegangen sind. Man könnte die Uhrzeit ermitteln, könnte feststellen, ob uns der Portier ins Internat gelassen hat. Das ließe sich doch auch machen, stimmt's?"

"Das ist nicht unser Ressort", brummte der Arzt.

"Weiß ich, natürlich ist es das nicht." Langsam kam ich wieder in Schwung. "Aber Sie müßten es veranlassen. Stellen Sie sich mal vor, was die Leute dort sagen würden, wenn ich hinginge! Man würde mich zu Ihnen schicken."

"Hm", machte er und verabschiedete sich.

Mich packte eine geheime Furcht: Freds Foto konnte mißlungen sein. Sie wissen, in Gespenstergeschichten gibt es dergleichen Effekte: Der fotografierte Geist ist auf dem Bild nicht zu finden oder so ähnlich. Nun erzähle ich aber kein Märchen, und alles ist wahr. Auf Anweisung des Ordnungsdienstes wurde das Bild in einem Speziallabor entwickelt und vergrößert. Es bestätigte sich: Die Prinzessin war auf dem Foto so schön wie in Wirklichkeit. Das war schon etwas, wenn auch noch lange kein ausreichender Beweis.

Anhand des Bildes wurde sie gesucht und in der ganzen Stadt nicht gefunden. Wäre die Geschichte harmlos gewesen, hätte sie sich auf die Suchannonce hin gemeldet. Also...

Dann fanden sich auch Zeugen. Ein Pärchen war zur gleichen Zeit wie wir im Schloßinternat gewesen und hatte sich aus naheliegenden Gründen in eine Nische der Vorhalle gedrückt, als wir hereinkamen. Beim Verlassen des Museums kurz darauf hatte der junge Mann auf die Uhr

gesehen. Die Zeit stimmte ungefähr.

Als der Wachhabende im Internat heilige Eide leistete, weder einen römischen Offizier noch eine Prinzessin auch nur gesehen zu haben, war der letzte Verdacht, ich könne einer Halluzination erlegen sein, entkräftet. Mein Fall wurde zum Anlaß genommen, eine "Gespensterkommission" zu gründen – sicher haben Sie von ihr gehört! Ich unterhielt mich lange mit Herrn Kirch, dem Leiter dieser Arbeitsgruppe. Er jedenfalls glaubte mir und fragte mich über jedes Detail, über jedes Wort, jede Wendung aus.

Ohne zu übertreiben, kann ich sagen, daß es auch mein Verdienst ist, wenn das Phänomen des "Zeitkristalls" geklärt wurde. Damals hörte es sich geradezu irrsinnig an, was die Forscher vermuteten, aber alles erwies sich als richtig: Genauso wie ein normaler Kristall eine regelmäßige Aufeinanderfolge von Atomen ist, kann es auch geschehen, daß für Gegenstände und Personen – in diesem Fall für meine Prinzessin die Zeit in regelmäßigen Sprüngen verläuft, daß sie also beispielsweise alle Jahre für zwei Tage existieren. Die Formeln dafür sind geradezu lächerlich einfach, nur hatte bislang niemand in dieser Richtung geforscht. Räumlich periodische Anordnungen sind eben leichter vorstellbar als zeitliche.

Als die Wissenschaftler die Gesetze dieses Phänomens erkannt hatten, konnten sie es auch aufheben – "schmelzen", wie man analog zu üblichen Kristallen sagte. Vor sechs Wochen geschah das. Jetzt lebt das Mädchen endlich so wie wir alle – dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr und nicht bloß zwei. Sie können sich vorstellen, was für ein Augenblick das war, als das Feld zusammenbrach, das die Zeit bis dahin so zerstückelt hatte. Mein Dornröschen war "wachgeküßt".

Sie will bei mir bleiben, bei dem Prinzen, der sie aus jahrhundertelangem Schlaf befreite. Ich habe ihr zu erklären versucht, wie gering mein Anteil daran war, doch ich tat es nicht sehr energisch. Für sie bin nun mal ich der Befreier.

Und auf dem diesjährigen Karneval wird im Schloßmuseum unsere Hochzeit sein.

1976

В ПОМОЩЬ ИЗУЧАЮЩИМ НЕМЕЦКИЙ ЯЗЫК

ОБЩЕУПОТРЕБИТЕЛЬНЫЕ ВЫРАЖЕНИЯ, ФРАЗЫ ДЛЯ ЗАПОМИНАНИЯ, КЛИШЕ

Die Begegnung im Licht

Alles muß man allein machen, auf niemanden ist Verlaß! – Всё-то нужно делать самому, ни на кого нельзя положиться!
Eindringen dürfen wir nicht. – Навязываться мы не должны.
Dann steht uns ja noch einiges bevor. – Тогда у нас ещё будут сюрпризы.
Geschafft! – Готово!/Есть!
Aber ob sie mit uns in Kontakt treten wollen? – Но захотят ли они вступить с нами в контакт?

Trinicia

So suchten wir die berühmte Nadel im Heuhaufen. – Мы, таким образом, искали пресловутую иголку в стоге сена.
Hier kommen wir nicht weiter! – Здесь нам дальше не пройти!
Das ist ja nun wirklich keine Leistung. – Не ахти какое достижение./Прямо сказать: гордиться особенно нечем.
Doch wir nahmen das in Kauf. – Но мы с этим примирились.
Es ist zum Verrücktwerden. – С ума сойти можно! (*фам., выражение крайней досады*).
Nun ist mir wohler. – Теперь мне лучше.

Der Irrtum des Simon Keath

Man kann unmöglich wissen, wer alles daran arbeitet. – Уже нельзя понять, кто теперь только над этим не работает.
Das ist nicht Ihr Ernst! – Вы шутите! (*выражение удивления, негодования*).
Oh, doch! Ich sehe, Sie haben das Problem völlig erfaßt. – Ничуть. Вижу, Вы вполне усвоили суть проблемы.
Es ist einfach eine Existenzfrage für mich. – Для меня это вопрос жизни и смерти.
Da irren Sie sich aber gewaltig! – Ну, здесь Вы сильно ошибаетесь!
Ich teile Ihre Auffassung durchaus nicht! – Я совершенно не разделяю Вашего мнения/позиции.

Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß das Unternehmen den gewünschten Erfolg haben wird. – Сейчас, как и прежде, я убеждён в успехе задуманного предприятия.
Sind noch irgendwelche Fragen? – Ещё какие-нибудь вопросы?

Der Nebel

Wir wissen nichts und streiten uns hier um des Kaisers Bart. – Мы ровно ничего не знаем и спорим о пустяках.
Das war hier nicht immer so. – Здесь не всегда так было.

Von Hunden umzingelt

Das geht ihm nun doch auf die Nerven. – Это сильно действует ему на нервы.
Du mußt dich also getäuscht haben. – Ты, наверное, всё-таки ошибся.
Laß es gut sein! – Махни на это рукой!/Не обращай внимания!
Es gibt wirklich keinerlei Gründe zur Beunruhigung – На самом деле нет никаких причин для беспокойства.
Für den Fall der Fälle. – На всякий пожарный случай.
Die Sache ist verdammt ernst. – Дело чертовски серьёзное.
Sie waren am Ende mit ihrem Latein. – Они исчерпали все средства./Дело зашло в тупик.
Oder willst du hier deine Himmelfahrt antreten? – Или ты хочешь отправиться отсюда к праотцам?

Die Einsamen auf Kallisto

Wie soll ich das verstehen? – Как прикажешь тебя понимать?
Das ist Wahnsinn! – Это безумие!
Begreif doch nur, das Risiko ist zu groß! – Да пойми же, риск слишком велик.
Nein, das kannst du von mir nicht verlangen. – Нет, этого ты от меня не можешь требовать.
Tu nicht so verständnislos! – Не делай глупостей!/Веди себя разумно!

Die Jäger

Deshalb bin ich ja hier. – Поэтому я и здесь.

Wir haben nichts dagegen, im Gegenteil. – Мы ничего не имеем против, и даже наоборот.
Monströser geht es kaum noch, nicht wahr? – Чудовищней уж некуда, не так ли?
Man wird Sie instruieren. – Вас проинструктируют.
Es ist Vergeudung, wenn man es genauer betrachtet. – Это сплошное транжирство, если приглядеться.

Cora

Überlegen Sie es sich gut! – Поразмысльте над этим хорошенько!
Damit muß ich erst mal fertig werden. – К этому мне надо в конце концов привыкнуть.
Ich hätte es als erster sehen müssen. – Я первым должен был это заметить.
Nun, wenn er keine Zeit hatte, ich fiel ihm nicht lästig. – Ну, раз у него было времени, я не стал ему навязываться.
Lassen Sie sich ruhig Zeit. – Можете не спешить.
Das wäre es. – Вот, похоже, и всё.
Was gibt's denn noch? – Что там ещё?
Ist Ihnen das noch nie aufgefallen? – Вы никогда этого ещё не замечали?/Вам это никогда ещё не приходило в голову?
Vielleicht haben Sie die Güte, mir dabei zu helfen? – Быть может, Вы не откажете в любезности помочь мне?
Es interessiert mich in der Tat nicht. – Меня это нисколько не интересует.
Aber wenn Ihnen soviel daran liegt... – Но если это Вам так нужно...
Lieber gleich! – Лучше уж сейчас!
Von mir aus! – Как хотите!/Мне всё равно!/На здоровье!/Пожалуй!
Damit wäre wenig geholfen. – От этого мало проку.
Ich finde es ausgesprochen lachhaft. – Я нахожу это откровенно смешным.
Ich hatte es nicht anders erwartet. – Другого я и не ждал.
Fanden Sie es so ergreifend? – Вам это показалось таким интересным?
Entschuldigen Sie, ich habe mich gehenlassen. – Извините, я не сдержался/дал волю чувствам.
Natürlich nicht ganz selbstlos. – Разумеется, не вполне бескорыстно.
Genug gesehen? – Ну что, насмотрелся?/нагляделся?
Aber so einfach ist das nicht. – Ну, это не так просто.
Leicht gesagt. – Легко сказать.
Meinst du, daß ich das schaffe? – Ты думаешь, у меня получится/я справлюсь?
Mach dich nicht schlechter, als du bist. – *Зд.:* Не нужно недооценивать себя.
Wer sollte da ruhig zusehen! – Кто мог бы спокойно на это смотреть?
Und was versprichst du dir davon? – А ты на что рассчитываешь?/А ты что ждёшь от этого?
Die Sache ist schlimm genug. – Дело плохо/хуже некуда.
Das ist doch sogar gut. – Так это даже хорошо.

Der Haltepunkt

Wird das mit der Zeit nicht langweilig? – Не надоедает ли это со временем?
Aber es kann eine Täuschung gewesen sein, wenn man wer weiß was sieht. – Ну, это могло быть и обманом чувств, когда видится что угодно.
Das ist doch undenkbar! – Да это же немыслимо!
Das ist nicht gerade die höflichste Art. – Это не очень-то вежливо.
Doch etwas stimmt hier nicht. – Но что-то здесь не так.
Halt! Bleiben Sie stehen! – Стой! Ни с места!

Dornrцschen

Nun, daran ließ sich nichts mehr ändern. – Ну, здесь ничего уже не изменишь.
Vielleicht war es sogar besser so? – Может быть, так оно даже и лучше?
Gut, bleiben wir dabei. – Хорошо, пусть будет так/на том и остановимся.
Nun, was stellen wir heute an? – Ну, что будем делать сегодня?
Was ist denn mit dir los? – Да что с тобой такое?
Wart's ab! Damit werden wir fertig! – Погоди! Сейчас разберёмся!
Du meinst es gewiß gut. – Конечно, ты говоришь это от чистого сердца.
So was gibt's doch gar nicht! – Ну, так не бывает!
Und du siehst keinen Ausweg? – И ты не видишь выхода?
Lassen wir dies Thema fallen. – Давай больше не будем об этом./Давай лучше поговорим о чём-нибудь другом.
Und wir sollten nicht weiter davon sprechen. – И нам больше не следовало говорить об этом.
Mein Wort darauf! – Честное слово! Обещаю!
Na gut – wenn es sein muß! – Ладно, если уж так!
Du stellst dir das alles so einfach vor. – У тебя всё больно просто выходит/получается.
Glaubst du so was? Ich sehe keinen Grund dazu. – Ты так считаешь? Не вижу причины почему.
Meine Zeit ist bemessen. – У меня совсем мало времени.
Moment mal, wie war das? – Минутку, как это было?
Ich nehme dir nicht übel, daß du mir nicht glaubst. – Я не обижаюсь, что ты мне не веришь.
Du hast es aber selbst gewollt. – Но ты сам того хотел.
Was für ein Unsinn! – Что за вздор!
Und du wirst verstehen, warum ich dir diese Szene ersparen wollte. – И ты поймёшь, почему я хотела избавить тебя от этой сцены
So was gibt es ja nicht! – Такого ведь не бывает!
Das alles muß einfach Unsinn sein. – Всё это полный вздор.
Verzeih, ich kann's immer noch nicht ganz glauben. – Извини, я всё ещё не могу

в это поверить.
Du bringst dich nur ins Unglück. – Ты только навлечёшь на себя несчастье.
Einen Versuch ist es wohl wert! – Один раз попробовать всё-таки стоит!

INHALTSVERZEICHNIS

Gunter Metzner:

Die Begegnung im Licht 5
Trinicia
..... 12

Erik Simon:

Wissenswertes über den Planeten Ikaros 20
Auszug ins Gelobte Land 23

Peter Salge:

Notlandung 27

Jörg Gernreich:

Der Irrtum des Simon Keath 34
Der Nebel 41

Frank Quilitzsch:

Von Hunden umzingelt 47
Die Einsamen auf Kallisto 58

Rolf Krohn:

Die Jäger 80
Cora 85
Der Haltepunkt 103
Dornröschen 114

(Задняя сторона обложки):

На протяжении десятилетий миллионы любителей научной фантастики в нашей стране зачитывались произведениями русских, американских, польских, английских, болгарских, французских и даже японских и китайских авторов. А вот произведения немецких фантастов у нас никогда не переводились и нигде не издавались. А зря...

Немецкая научная фантастика существует уже довольно давно и успешно развивается. Первым научно-фантастическим произведением является сборник рассказов Курда Лассвица «Bis zum Nullpunkt des Seins», вышедший ещё в 1871 году.

На страницах произведений немецких авторов, разумеется, присутствуют и приключения в космосе, и картины из прошлого и будущего Земли, и встречи с инопланетянами, и путешествия во времени и в параллельных мирах. Нередко эти традиционные темы осмысляются по-новому, подаются с творческим своеобразием.

Утвердившись первоначально в форме романа, немецкая НФ стала осваивать форму повести и короткого рассказа. Сейчас, помимо романов, повестей и рассказов, в её арсенале имеются скетчи, юморески, доклады (пародийная форма) и даже стихотворения. Драматические и трагические истории чередуются с весёлыми пародиями и лирическими сказками.

Данная серия книг немецких фантастов адресована не только свободно читающим по-немецки или ещё только изучающим немецкий язык, но и профессиональным переводчикам – как приглашение исправить досадное упущение прошлых лет.

Павел Гелева